



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichtsschreibung oder Roman?

Süßmann, Johannes

Stuttgart, 2000

V. Ranke oder Die Mimesis der Ideen im historischen Material

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75081](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75081)

V. RANKE ODER DIE MIMESIS DER IDEEN IM HISTORISCHEN MATERIAL

Mit den Romantikern erreichte die Literarisierung der Historie eine neue Qualität. Mochten auch die Aufklärer schon, zumindest in der Theorie, von der Geschichtsschreibung dichterische Eigenschaften verlangen, etwa die Geschlossenheit und Notwendigkeit der poetischen Fabel, mochten sie sie wieder und wieder als „Kunst“ bezeichnen, gemeint war damit in der Regel die traditionelle *ars bene dicendi*, die rhetorisch regulierte Kunstfertigkeit der angemessenen Präsentation.¹ Erst Schiller, Humboldt und Johannes von Müller gebrauchten einen anderen, emphatischen Kunstbegriff, erst die Romantiker setzten diesen neuen, von der philosophischen Ästhetik her gedachten Kunstbegriff auf breiter Front durch. Sowohl August Wilhelm als auch Friedrich Schlegel räumten der „erzählende[n] und darstellende[n] Geschichte“ (und zwar nur dieser, nicht den geschichtswissenschaftlichen Gebrauchstexten) in ihren Literaturgeschichten einen vornehmen Platz ein.² Scheint dies auf den ersten Blick bloß ihrem weiten Literatur-Begriff geschuldet,³ so geht aus ihren Einzelaussagen hervor, daß sie die Geschichtsschreibung durchaus auch in einem emphatischen Sinne als Literatur betrachteten: als „schöne Litteratur“ nämlich, als „Kunstform“ (KA 6, S. 37), als „Poesie der Wahrheit“ „in

- 1 So z.B. noch bei Ludwig Wachler: *Geschichte der historischen Forschung und Kunst seit der Wiederherstellung der litterarischen Cultur in Europa*, 2 Bde. in 5 Theilen (= Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. 5). Göttingen 1812–1820.
- 2 S. etwa Friedrich Schlegels 1812 in Wien gehaltenen, 1815 dort gedruckten Vorlesungen über die *Geschichte der alten und neuen Literatur*. Wie alle weiteren Texte von Schlegel unter Angabe der Bandnummer zitiert nach Friedrich Schlegel: *Kritische Ausgabe*. Hrsg. v. Ernst Behler, Jean-Jacques Anstett, Hans Eichner und zahlreichen Fachgelehrten, 35 Bde. Paderborn, München, Wien, Zürich 1958 ff. [abgekürzt zitiert als: KA], hier: KA 6, S. 13, 15 f., 34 f., 37–39, 336–340.
- 3 „Betrachten wir zuerst die Literatur selbst nach ihrem wahren Wesen, ihrem ganzen Umfang und ihrer ursprünglichen Bestimmung und Würde. Wir umfassen unter diesem Namen alle jene Künste und Wissenschaften, jene Darstellungen und Hervorbringungen, welche das Leben und den Menschen selbst zum Gegenstande haben, aber ohne auf eine äußere Tat <und materielle Wirkung> auszugehen, bloß im Gedanken und in der Sprache wirken, und ohne andern körperlichen Stoff in Wort und Schrift dem Geiste darstellen. Dahin gehört vor allen die Dichtkunst, und nebst ihr die erzählende und darstellende Geschichte [...]“ (KA 6, S. 13).

der Form eines Kunstwerkes“.⁴ Denn sie gebrauchen eben nicht nur einen weiten Literatur-Begriff, sie bestimmen auch den speziellen Bereich der *schönen* Literatur neu. Und da brauchte Dichtung nicht länger versifiziert zu erscheinen, da konnten auch Prosawerke wie der Roman, konnten auch rhetorische Erzeugnisse wie die Geschichtsschreibung der Dichtkunst zugerechnet werden.⁵ Die Historie erschien den Romantikern poetisch, ja als Zweig der Poesie. Die Geschichtsschreibung wurde – weiterhin – als „Kunst“ betrachtet, nun aber nicht mehr als technische Redekunst, sondern als Kunst im idealistischen Sinn. Geschichtstheorie, so könnte man meinen, ging damit in Poetik auf, Geschichtsschreibung und Dichtung wurden theoretisch eins, die Romantiker (gleichsam als die ersten Postmodernen) nahmen die Ansicht der Historie als einer literarisch fiktionalen Textsorte vorweg.

Nichts davon trifft zu. Keine dieser Konsequenzen wurde von den Romantikern gezogen. Im Gegenteil legten sie gerade an der literarisch verstandenen Geschichtsschreibung Merkmale frei, die diese auf neue Weise von der Dichtung unterschieden. Friedrich Schlegel beispielsweise siedelt in seinen literarhistorischen Vorlesungen von 1812 die Historie „ihrer Natur nach in der Mitte [...] zwischen rhetorischer Darstellung und kritischer Forschung“ an: Habe sie sich bei den Alten „mehr zur Poesie und Kunst“ geneigt (KA 6, S. 39), so hätten die Neuern die Möglichkeit, „die Geschichte mehr als Wissenschaft [zu] behandeln“ (KA 6, S. 337), soll heißen: die kritische Forschung mit dem „beseelenden Lebensgeist der Philosophie“ zu verbinden (KA 6, S. 339). „Historie = Realphilosophie“ notiert Schlegel in seinen Fragmentheften (KA 18, S. 97 Nr. 818):

Historie ist zugleich Universalphilosophie, Romanpoesie und Rhetorik. (KA 18, S. 114 Nr. 1030)

Historie ist Poesie und Moral synthetisiert durch Philologie. (KA 18, S. 368 Nr. 568)

Historie ist eben universell. Sie ist Poesie in der zweyten Potenz, ganz saturirt mit Philosophie und Philologie. (KA 18, S. 372 Nr. 620)

So verschieden die Akzente in diesen und Dutzenden weiterer Fragmente gesetzt werden, gemeinsam ist ihnen, daß die Historie darin neben dem poetischen stets auch einen kritischen und einen philosophischen Anteil zugesprochen bekommt. Nicht isoliert also, nicht absolut, nur im Verhältnis zu diesen anderen Anteilen ist das poetische Element der Historie für Schlegel zu bestimmen. Diese Einsicht ist festzuhalten: Wer die romantische Literarisierung der Geschichtsschreibung verstehen will, darf von ihrer wissenschaftlichen und philosophischen Bestimmung nicht absehen. Deshalb sollen hier zunächst diese ein wenig näher betrachtet werden.

4 DLD 17–19, hier: DLD 18, S. 54.

5 Auf diese Revolution des Dichtungsverständnisses hat Ernst Behler mehrfach hingewiesen, vgl. ausführlich und mit Nachweisen Diana Behler: *The Theory of the Novel in Early German Romanticism* (= Utah Studies in Literature and Linguistics. 11). Bern, Frankfurt, Las Vegas 1978, S. 12–16.

Da ist der Anteil der historischen Forschung (von Schlegel auch „Kritik“ oder „Philologie“ genannt). Als an der wichtigsten Errungenschaft von Pynonismus und Aufklärung halten die Romantiker durchaus daran fest. „In der Historischen Behandlung geht immer die Materie voran [...]“, sagt Schlegel (KA 18, S. 48 f. Nr. 305) und führt aus:

Wie das Phänomen durch das Experiment isolirt und zum Classischen erhöht wird, so macht die Recherche das Factum correct. – Die allegorischen Facta zu finden, ist Sache der Divinazion [...]. (KA 18, S. 350 Nr. 356)

Erst werden (von den Geschichtsforschern) kritisch die Tatsachen ermittelt, dann werden sie (von den Geschichtsphilosophen) divinitorisch verknüpft – das ist der konventionelle Dualismus der aufklärerischen Erkenntnistheorie, haltbar gemacht vermutlich dadurch, daß er die Realität historischer Bildung um 1800 treffend beschreibt. In zahlreichen Formulierungen schleppen die Romantiker ihn fort, so z.B. Novalis:

Der Geschichtschreiber organisirt historische Wesen. Die Data der Geschichte sind die Masse, der der Geschichtschreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin steht auch die Geschichte unter den Grundsätzen der Belebung und Organisazion überhaupt, und bevor nicht diese Grundsätze da sind, giebt es auch keine ächten historischen Kunstgebilde, sondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat.⁶

Auch August Wilhelm Schlegel gibt in seinen literarhistorischen Vorlesungen zunächst nur wieder, was er von Gatterer über die Theorie der Geschichte gelernt hat: daß nämlich „die Geschichte in ihrer rohesten Gestalt“ aus einem bloßen „Aggregat von Vorfällen“ bestehe „ohne Zusammenhang, und ohne Sinn und Bedeutung im Ganzen“, daß deshalb eine „Auswahl der That-sachen“ stattfinden müsse und eine „Verknüpfung [...] als Ursachen und Wirkungen“, daß dies jedoch ein eigenes, nachträgliches, ein philosophisches Geschäft sei (DLD 17, S. 11–14).

So eindrucksvoll die Beharrungskraft dieses Dualismus ist, theoretisch hatten ihn die Romantiker längst überwunden. Schon in den Athenäums-Fragmenten von 1798 stellen sie klar, daß sie die Tatsachen selbst als geistige Konstruktionen ansehen:

Da man immer so sehr gegen die Hypothesen redet, so sollte man doch einmal versuchen, die Geschichte ohne Hypothesen anzufangen. Man kann nicht sagen, daß etwas ist, ohne zu sagen, was es ist. Indem man sie denkt, bezieht man Fakta schon auf Begriffe, und es ist doch wohl nicht einerlei, auf welche. Weiß man dies, so bestimmt und wählt man sich selbst unter den möglichen Begriffen die notwendigen, auf die man

6 Novalis: *Schriften*, Bd. 2, S. 455 Nr. 93 (vgl. auch Bd. 3, S. 335 Nr. 461). Die *Blüthenstaub-Fragmente* wurden 1798 im *Athenäum* zuerst gedruckt. Übrigens bestimmt Novalis die Aufgabe des Geschichtsschreibers auf ganz ähnliche Weise wie Schiller (vgl. oben S. 79) – ein weiterer Beleg dafür, wie verbreitet der Wunsch war, die Historie künstlerisch zu beleben und zu literarisieren.

Fakta jeder Art beziehen soll. Will man es nicht anerkennen, so bleibt die Wahl dem Instinkt, dem Zufall, oder der Willkür überlassen, man schmeichelt sich reine solide Empirie ganz *a posteriori* zu haben, und hat eine höchst einseitige, höchst dogmatizistische und transzendente Ansicht *a priori*. (KA 2, S. 201 f. Nr. 226)

Wie damit Tatsachen und Begriffe unzertrennlich werden, so sind auch der kritische und der philosophische Anteil der Historie nicht länger auseinanderzuhalten. Die Philosophie sickert in die historische Kritik ein, die historische Kritik sättigt sich mit ihr: zunächst mit Erkenntnistheorie, dann, wie sich unten zeigen wird (und wie die Rede von den „notwendigen“ Begriffen bereits andeutet) vor allem mit Moralphilosophie. Die Forschung wird selbst philosophisch, nämlich zu einem ständigen Wechselspiel zwischen einheitstiftender Hypothese und wirklichkeitsorientierter Quellenanalyse. „Was man als *Eins* denken soll (in der Historie)“, sagt Friedrich Schlegel, „ist willkürlich und bedarf also einer Regel“ (KA 18, S. 351 Nr. 362).

Die Romantiker suchen nach dieser Regel. Sie suchen nach neuen Einheiten in der Historie. Die Tatsachen wie bisher als Ursachen und Wirkungen zu verknüpfen, erscheint ihnen nach der Kantschen Erkenntnistheorie selbst hypothetisch, dazu äußerlich, mechanisch, beinahe frevelhaft, reduziert es das menschliche Tun doch auf ein Prinzip seiner physischen Natur, ohne Raum für seine Selbstbestimmung zu lassen. Die Romantiker suchen andere, innere, sittliche Einheiten in der Geschichte. Sie nennen sie historische Ideen, um ihren hypothetischen Charakter zu kennzeichnen. Und sie erleben, daß dieses Vorgehen die Tatsachen aus einer klappernden Mechanik von Ursachen und Wirkungen in lebendige Einheiten von Sinn und Bedeutung verwandelt. Das ist die Urszene der romantischen Erfahrung, die Urszene der romantischen Forschungsrevolution: Die neue, durch Fichte vermittelte Transzendentalphilosophie gibt ihnen einen Zauberstab in die Hand, der vorgefundenes, totes (Fakten-) Material (hypothetisch) zu beleben vermag. Leben, verstanden als die Bedeutungsentwicklung von Individualitäten, wird zum Schlüsselwort der Romantiker.⁷ Sie können solch verborgenes, schlummerndes Leben auferwecken, sie können es darstellen und durch ihre Darstellungen freisetzen, sie werden zu Lebens-Schöpfern, sie werden (fast) zu Gott. Man kann sich die Euphorie über diese Erfahrung gar nicht groß genug vorstellen. Sie macht die transzendentalphilosophisch gesättigte historische Forschung zu einem Mittel der geschichtlichen Auferstehung. Das ist der erste Grund, aus dem die Historie für die Romantiker poetisch erscheint: Bis zur Erlösung der Welt ist allein die Poesie Medium und Zufluchtsort jenes bedeutungsvollen höheren

7 Seinem ersten, 1828 gedruckten, umfassenden philosophischen Werk gibt Friedrich Schlegel den programmatischen Titel *Philosophie des Lebens*. Damit ist „das innere geistige Leben“ gemeint (KA 10, S. 7) oder, wie Schlegel im Zusammenhang mit seiner Definition des Kunstwerks ausführt, „ein Gedanke, die Idee des Gegenstandes oder der Gestalt, als der innere Sinn und die innere Bedeutung desselben“ (KA 10, S. 232).

Lebens, wirkt umgekehrt die lebendige (bzw. künstlerisch wiederbelebte) Geschichte poetisierend in die Welt zurück.⁸

Neben der Forschung, wenn auch nicht wirklich von ihr zu trennen, steht im romantischen Verständnis der Historie die Philosophie. Daß sie als transzendente Erkenntnistheorie die Forschung revolutionierte, war für die Romantiker beinahe Nebensache; ihr eigentliches Interesse galt der Moralphilosophie. Nicht die Lektüre von Kants *Kritik der reinen Vernunft*, sondern die seiner *praktischen Vernunft* wurde für Fichte zum Damaskus-Erlebnis. Von ihr aus erschließt er seinem Jenaer Kreis ein neues, ein romantisches Kant-Verständnis, an sie knüpft er seine eigene Philosophie an,⁹ von ihr aus gelangen die Romantiker zu einem neuen Begriff der Geschichte.

Um diese Faszination durch die Moralphilosophie zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß die *Kritik der praktischen Vernunft* eigentlich Kants Metaphysik darstellt. Mitten aus der „sinnlichen“ oder „physischen Natur“, in der alles (auch der menschliche Wille) dem Kausalprinzip unterworfen und deshalb heteronom, in der alles determiniert und deshalb sinnlos ist, in der alles nur als Erscheinung erkannt werden kann und nicht als Ding an sich, öffnet Kant den Blick in eine höhere, in eine „übersinnliche“ Natur.¹⁰ In ihr ist nicht der Wille der Natur, sondern die Natur dem Willen unterworfen (KpV A 77). In ihr ist Autonomie möglich, d.h. Selbstbestimmung; daraus entstehen Sinn und Bedeutung. Die Wirkungsrichtung des Kausalprinzips wird gleichsam umgekehrt: Der freie Wille kann praktisch werden, er kann sich Gesetze geben, die das menschliche Handeln so sicher bestimmen wie die Gesetze der physischen Natur. Übersinnlich ist diese zweite Natur, weil sie nicht empirisch gegeben ist und ihr auch keine Anschauung *a priori* entspricht. Kants Kritik kann deshalb – und auf dieser Grenze beharrt er – nicht mehr dartun als die objektive Möglichkeit dieser zweiten Natur; realisiert wird sie allein in der moralischen Praxis. Seine Überlegungen sind also, wie er selbst immer wieder betont, spekulativ, sie bewegen sich sämtlich im Modus des Möglichen. Und sie bleiben auf den Bereich der moralischen Praxis beschränkt, d.h. auf den Bereich der menschlichen Willensbestimmung und Handlungen.

8 „Wichtig vor allen Dingen [...] für das ganze geistige Dasein einer Nation erscheint es [...], daß ein Volk große alte National-Erinnerungen hat [...] wenn ein Volk dadurch, daß es eine große Vergangenheit, daß es solche Erinnerungen aus uralter Vorzeit, daß es mit einem Wort eine Poesie hat, sich selbst in seinem Gefühle erhoben und gleichsam geadelt findet, so wird es eben dadurch auch in unserem Auge und Urteil auf eine höhere Stufe gestellt [...] Dieses in betrachtenden und darstellenden Werken sich ausprechende Selbstbewußtsein einer Nation ist die Geschichte.“ (KA 6, S. 15 f.).

9 Marek J. Siemek: *Die Idee des Transzendentalismus bei Fichte und Kant* (= Schriften zur Transzendentalphilosophie. 4). Hamburg 1984, S. 76–89.

10 Immanuel Kant: *Critik der practischen Vernunft*. Riga 1788. Nachdruck Erlangen 1984 [nach dieser Ausgabe abgekürzt zitiert als: KpV A], S. 74–80, vgl. 193.

Wie immer bei Kant hemmt diese Einschränkung die Erkenntnis nicht, sie befreit sie. Gerade der doppelte Vorbehalt bahnt den Weg, um im Modus des Möglichen in die übersinnliche Natur hineinzuspekulieren: in die Welt der Dinge an sich, der Noumena, der Ideen (KpV A 170, 175). Dabei gelangte Kant zu Ergebnissen, die allerdings Aufsehen erregen mußten, deduziert er doch sowohl die Unsterblichkeit der Seele wie das Dasein Gottes, handelt vom „letzten Zwecke Gottes in Schöpfung der Welt“ (KpV A 235) und führt noch einmal die biblische Heilslehre auf, jetzt aber auf der Grundlage des von ihm entdeckten Sittengesetzes (KpV A 147 ff.).

Daß er damit Anschlußunternehmungen geradezu herausforderte, kann nicht überraschen. Kant hatte der praktischen Vernunft einen Zugang in die übersinnliche Natur eröffnet, der jedem Selbstdenker zugänglich war. Mit dem Verfahren der Kritik und der Spekulation hatte er ein faszinierendes Argumentationsbesteck hinterlassen, das auch anderen Interessen dienen konnte als den seinen. In den Händen der älteren, wolffianisch geprägten Systematiker einerseits, der genialischen jungen Brauseköpfe andererseits ließen sich damit sehr verschiedene Ergebnisse erzielen. Im Geiste Kants über Kant hinauszuweisen, lautete seit Reinhold die Parole einer Kant-Rezeption, die immer neue Lesarten seiner Metaphysik der Praxis produzierte.

Ein Hauptproblem dieser Interpretationen bestand darin, Kants Reich der Ideen überhaupt zu lokalisieren. So schroff hatte Kant erste und zweite Natur, Sensibilem und Intelligibilem, Sein und Sollen einander gegenüber gestellt, daß beides für die erste Generation der Kantianer in zwei getrennte Welten auseinanderfiel. Die Welt der Freiheit beschränkten sie auf die Innerlichkeit des moralischen Bewußtseins (womit sie sie von der äußeren Realität abschnitten), die äußere Realität entwerteten sie als moralisch sinnlose Welt der Unfreiheit.¹¹ Diesem Verdikt verfiel auch die Geschichte. Das ist insofern konsequent, als Kants späte Moralphilosophie ganz auf den Einzelnen, auf seine moralische Selbstbestimmung und Verantwortung ausgerichtet ist, allenfalls noch, aber das bedarf schon interpretatorischer Anstrengung, auf das transzendente Subjekt; zu Kants vorkritischer Geschichtsphilosophie, die die Gattung in den Mittelpunkt stellt, führt davon nur über interpretatorische Klimmzüge ein Weg zurück. Wenn Kant in seiner *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* die Handlungen der Menschen noch „eben so wohl als jede andere Naturbegebenheit nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt“ sieht,¹² wenn er den regelmäßigen Gang der Geschichte „im großen“ gerade auf die „Naturanlagen“ der Menschen gründet, auf ihren „Hang“, ihre „Neigung“ (A 392), also auf ihre sinnliche Natur, wenn er das

11 Siemek: *Transzendentalismus*, S. 83 f.

12 Zitiert nach dem Erstdruck in: *Berlinische Monatsschrift*. November 1784, S. 385–411 (abgekürzt: A), hier: S. 385.

vernünftige Ziel der Geschichte entsprechend durch unvernünftige Mittel näherkommen sieht, hinter dem Rücken der Menschen, hervorgebracht durch eine List der Natur, dann stellt er die Geschichte in den Bann jener ersten, physischen Natur, die er später als Ort der Unfreiheit und Fremdbestimmung gekennzeichnet hat.¹³

Dagegen setzt Fichte eine neue Interpretation. Bereits in seinen Frühschriften zur Französischen Revolution gebraucht er das Kantische Sittengesetz als universellen Maßstab, um die aktuellen politischen Entwicklungen zu beurteilen. Politik und Geschichte werden bei ihm zum Schauplatz moralischer Handlungen, die vor den Richterstuhl der allgemeinen praktischen Vernunft zitiert werden können; umgekehrt begibt sich die praktische Vernunft damit in die Kämpfe der Politik und den Gang der Geschichte: Die Ideen von Freiheit und Autonomie erhalten soziale und historische Bestimmungen. Unter dem Primat der praktischen Vernunft läßt Fichte sinnliche und übersinnliche Natur ineinander übergehen (von Kant aus gesprochen: verwischt er die Grenze zwischen konstitutiven und regulativen Kategorien, zwischen Sein und Sollen); zum Bereich dieser Wechselwirkung, zum Ort, wo die Selbstbestimmung der Menschen aus ihren physischen Bedingungen herausentwickelt werden muß, wird bei ihm die Kultur.¹⁴

Kultur, das umfaßt bei Fichte Religion und Recht, Politik und Geschichte, alles jedoch unter der Kuratel der Philosophie. So weit geht Fichte in seiner Verabsolutierung der praktischen Vernunft, daß er die gesamte Sinnenwelt unaufhaltsam den Forderungen der praktischen Vernunft angepaßt werden sieht; die physische Natur wird von der geistigen gleichsam aufgezehrt. Entsprechend asymmetrisch ist das Verhältnis von Philosophie und Geschichte: Die Philosophie gibt die Ideen vor, nach denen die Geschichte sich zu entwickeln hat.¹⁵

13 Vgl. Panajotis Kondylis: *Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus*. Stuttgart 1981, S. 637–649, besonders S. 642 f.

14 Siemek: *Transzendentalismus*, S. 84–89 und Kondylis: *Aufklärung*, S. 645. Vgl. Fichtes Definitionen im *Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution* (1793): „Cultur heißt Uebung aller Kräfte auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen Unabhängigkeit von allem, was nicht Wir selbst, unser reines Selbst ist.“ (wie alle weiteren Schriften Fichtes zitiert nach: *J. G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften*. Hrsg. v. Reinhard Lauth und Hans Gliwitzky. Stuttgart–Bad Cannstatt 1964 ff. [dabei bezeichnen die römischen Ziffern die Reihe, die erste arabische den Band], hier: I 1, S. 241) und in den *Jenaer Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten* von 1794: „Die Erwerbung dieser Geschicklichkeit, theils unsre eigenen vor dem Erwachen unsrer Vernunft und des Gefühls unsrer Selbstthätigkeit entstandenen fehlerhaften Neigungen zu unterdrücken und auszutilgen; theils die Dinge ausser uns zu modificiren und sie nach unsern Begriffen umzuändern, – die Erwerbung dieser Geschicklichkeit, sage ich, heißt *Kultur*; und der erworbene bestimmte Grad dieser Geschicklichkeit wird gleichfalls so genannt.“ (Fichte-GA I 3, S. 31).

15 „Der Philosoph, der als Philosoph sich mit der Geschichte befaßt, geht jenem apriori

Gegen dieses Ungleichgewicht steht im Kreis der Frühromantiker vor allem Friedrich Schlegel auf. Wenn er im *Athenäum* die Geschichte „eine werdende Philosophie, und die Philosophie eine vollendete Geschichte“ nennt (KA 2, S. 221, Nr. 325), holt er die Philosophie so rückhaltlos in die Geschichte hinein, daß sie vollständig historisiert wird. Auch die reine praktische Vernunft weiß es nicht mehr besser als die Geschichte, sie steht nicht länger vor oder über ihr, sie erscheint selbst als Ergebnis der Geschichte. Damit macht Schlegel den Weg frei, um umgekehrt die Geschichte (und nur die Geschichte) als den Bereich zu identifizieren, wo die sensible und die intelligible Natur ineinander übergehen, als die Bühne, wo den natürlichen Bedingungen des Menschen Selbstbestimmung abgerungen wird, als die Alchemistenküche, wo die physische Natur so mit sittlichen Ideen amalgamiert wird, daß dadurch Sinn und Bedeutung entstehen.

„Der Gegenstand der Historie“, heißt es 1798 in den Athenäums-Fragmenten, „ist das Wirklichwerden alles dessen, was praktisch notwendig ist“ (KA 2, S. 178 Nr. 90). Und am gleichen Ort:

Der Schein der Regellosigkeit in der Geschichte der Menschheit entsteht nur durch die Kollisionsfälle heterogener Sphären der Natur, die hier alle zusammentreffen und ineinander greifen. Denn sonst hat die unbedingte Willkür in diesem Gebiet der freien Notwendigkeit und notwendigen Freiheit, weder konstitutive noch legislative Gewalt, und nur den täuschenden Titel der exekutiven und richterlichen [...]. (KA 2, S. 202 Nr. 227)¹⁶

fortlaufenden Faden des Weltplans nach, der ihm klar ist ohne alle Geschichte; und sein Gebrauch der Geschichte ist keineswegs, um durch sie etwas zu erweisen, da seine Sätze schon früher und unabhängig von aller Geschichte erwiesen sind: sondern dieser sein Gebrauch der Geschichte ist nur erläuternd und in der Geschichte darlegend im lebendigen Leben, was auch ohne die Geschichte sich versteht.“ (Fichte-GA I 8, S. 304).

- 16 Sowohl Schelling als auch Hegel sind der Jenaer Romantik darin gefolgt. Schelling deduziert 1800 in seinem *System des transzendentalen Idealismus* den Begriff der Geschichte in ausdrücklicher Abgrenzung von aller mechanischen Kausalität als „das allmähliche Realisieren eines nie völlig verlorenen Ideals durch eine ganze Gattung“ (*Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Karl Friedrich August Schelling, 14 Bde. in 2 Abteilungen. Stuttgart, Augsburg 1856–61 [unter Angabe der Abteilung in römischen, der Bandnummer in arabischen Ziffern zitiert als: SW], I 3, S. 590). In den *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums* von 1803 ergänzt er, „daß das reell-Werden einer Idee in beständigem Fortschritt, so zwar daß nie das Einzelne, aber doch das Ganze ihr angemessen ist, sich als *Geschichte* ausdrücke. Geschichte ist [...] was, mit dem Schein der Freiheit im Einzelnen, Notwendigkeit im Ganzen verbindet.“ (SW I 5, S. 280). Hegel kennzeichnet in seiner Rechtsphilosophie (§ 342) die Weltgeschichte als „Verwirklichung“ des sich selbst auslegenden Geistes (*Werke* 7, S. 504); seiner *Philosophie der Geschichte* setzt er zum Ziel, „die Einsicht zu gewinnen, daß das von der ewigen Weisheit Bezweckte wie auf dem Boden der Natur so auf dem Boden des in der Welt wirklichen und tätigen Geistes herausgekommen ist“ – soll heißen: in der Geschichte. Deren Betrachtung werde deshalb zu einer „Theodizee“ (*Werke* 12, S. 28).

Als „Gebiet der freien Notwendigkeit und notwendigen Freiheit“ erhielt die Geschichte eine ganz neue Würde, wurde sie damit doch, was bei Kant die Prinzipien der reinen praktischen Vernunft waren: ein Medium metaphysischer Erkenntnis. Im letzten gingen alle sittlichen Ideen, die die Romantiker in der Geschichte aufsuchten, auf dieselben, schon von Kant explizierten Prinzipien zurück: auf das der Freiheit von mechanischer Fremdbestimmung, das der Spontaneität und Selbstgesetzgebung, das der schöpferischen Entwicklung. Der Inbegriff dieser Prinzipien, ihr Ursprung und Urbild, ihre Quelle und Zentrum aber war für die Romantiker (wie schon für Kant vor ihnen) Gott. Es ist durchaus falsch, das religiöse Interesse der Romantiker erst einer reaktionären Spätphase zuzuschreiben; in Wirklichkeit durchzieht es als metaphysische Leidenschaft und mystische Spekulation bereits die Frühromantik. Was sich veränderte, war seine konkrete Ausformung, doch in dieser unterschieden sich die Romantiker von Anfang an. Das Reich der Freiheit, das Reich der Ideen ist seit Kant das Reich Gottes (KpV A 235 f., 246) – sobald dieses Reich in der Geschichte (als dem Schauplatz der praktischen Vernunft) aufgesucht wird, sobald die Geschichte zur „natürlichen Metaphysik des menschlichen Verstandes“ wird (KA 18, S. 265 Nr. 848), kehrt Gott in die Geschichte zurück.

„Die Geschichte ist das Höchste,“ sagt Schlegel, „denn sie ist die Synthese der Gottheit und der Menschheit“ (KA 16, S. 292 Nr. 476). Das ergibt sich für die Romantiker als Konsequenz des (moral-) philosophischen Anteils an der Historie: Die Geschichte wird wieder Heilsgeschichte. Nicht mehr in dem Sinne, daß ein der Geschichte enthobener Gott einen vorgefaßten Heilsplan in ihr inszeniert, sondern so, daß mit der Selbstbestimmung der Menschen in der Geschichte zugleich etwas Göttliches emaniert, das Inbegriff und Quelle dieser Selbstbestimmung ist. Für die historische Erkenntnis bedeutet dies, daß sie in letzter Konsequenz Gottsuche wird, Anschauung Gottes in der Geschichte: „[...] die Welt und ihre Geschichte verwandelt sich Euch in die Heilige Schrift“, sagt Novalis,¹⁷ in ein „Gedicht des göttlichen Verstandes“, so Schelling,¹⁸ eine „Hieroglyphe“ Gottes, so der vorsichtigere Ranke.¹⁹ Und Schle-

Die Aufwertung der Geschichte bedeutet hier jedoch keine Aufwertung der Historie. Mag die Vernunft für Schelling und Hegel auch in die Geschichte gerutscht sein, den Zugang zu ihr erhält nicht die Historie, den behalten die Philosophen sich selber vor (vgl. SW I 5, S. 307 mit Hegel, *Werke* 12, S. 19 ff.). In ihrer Bestimmung der Historie gelangen Schelling und Hegel deshalb (anders als Schlegel) nicht über Fichte hinaus.

17 Novalis: *Schriften*, Bd. 1, S. 333 f., s. auch *Schriften*, Bd. 2, S. 24, wo Novalis die Geschichte als „das große heilige Buch der Natur“ bezeichnet, aus dem der „erhaben[e] Glanz der Weltregierung Gottes“ hervorleuchte. Vgl. *Schriften*, Bd. 3, S. 565 Nr. 70; S. 648 Nr. 544; S. 665 [Nr. 603]; S. 666, Nr. 604.

18 „Dennoch ist selbst unter dem Heiligsten nichts, das heiliger wäre als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes: nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge.“ (Schelling SW I 5, S. 309).

19 „Fichte sagt ja schon, denk' ich, daß dies Lieben eines vergangenen Lebens, nämlich

gel ergänzt: „Die Kritik ist nur Wurzel der Historie, Religion die höchste Potenz derselben [...]“ (KA 18, S. 311 Nr. 1419). Die historische Forschung erhält die Weihe eines Priester- und Prophetentums, sie wird zum religiösen Amt. „Alle Historie ist religiös“, bemerkt Schlegel²⁰ und folgert daraus: „Die Idee des Schicksals der Nemesis, ist immer und ewig die Grundidee der Historie [...]“ (KA 18, S. 154 Nr. 370). Friedrich Schleiermacher, dessen *Reden über die Religion* von 1799 das berühmteste Zeugnis für die Rückkehr Gottes in die Geschichte sind,²¹ erläutert diese Schlußfolgerung so:

Wenn hier [= in der Geschichte, J.S.] in dem Anschauen eines allgemeinen Zusammenhanges Euer Blik so oft unmittelbar vom kleinsten zum größten und von diesem wiederum zu jenem herumgeführt wird, und sich in lebendigen Schwingungen zwischen beiden bewegt, bis er schwindelnd weder großes noch kleines, weder Ursach noch Wirkung, weder Erhaltung noch Zerstörung weiter unterscheiden kann, dann erscheint Euch die Gestalt eines ewigen Schicksals, dessen Züge ganz das Gepräge dieses Zustandes tragen, ein wunderbares Gemisch von starrem Eigensinn und tiefer Weisheit, von roher herzloser Gewalt und inniger Liebe wovon Euch bald das Eine bald das Andre

seiner Idee, dies innerliche Treiben und Kennenlernen des Altertums in seiner Tiefe zu Gott führt. [...] In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen. Jede Tat zeugt von ihm, jeder Augenblick prediget seinen Namen, am meisten aber, dünkt mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe, an seinem Äußersten aufgefaßt und bewahrt, vielleicht damit er nicht verloren geht künftigen sehenderen Jahrhunderten. Wohlan! Wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserm Teil diese heilige Hieroglyphe enthüllen! Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer.“ Brief an Heinrich Ranke, Ende März 1820. Zitiert nach Leopold von Ranke: *Das Briefwerk*. Eingeleitet und hrsg. v. Walther Peter Fuchs. Hamburg 1949 [abgekürzt zitiert als: Brw], S. 18. Die Aussage des Vierundzwanzigjährigen ist Bekenntnis und Programm: Sie eröffnet und sie rechtfertigt die Studien, die zu Rankes erstem historiographischen Werk führen sollten, sie markiert den Durchbruch zu Rankes bleibendem Selbstverständnis als Historiker (vgl. die Sätze des Siebenundsiebzigjährigen im Brief an den Sohn Otto von Ranke vom 25. Mai 1873. Brw S. 518). Den Bezug zu Fichte und die interessante Vorgeschichte des Hieroglyphen-Motivs erläutert Carl Hinrichs: *Ranke und die Geschichtstheologie der Goethezeit* (= Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft. 19). Göttingen, Frankfurt, Berlin 1954, S. 107–124 und 139–141.

- 20 KA 18, S. 329 Nr. 62. Vgl. die zahlreichen anderen Fragmente gleichen Tenors, vor allem natürlich die berühmte Aussage „Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet.“ (KA 2, S. 176 Nr. 80 und KA 18, S. 85 Nr. 667).
- 21 Religion und Geschichte werden darin zusammengeführt, die Religion geschichtlich gedeutet (alle positiven Religionen sind historische Realisationen der Religion überhaupt), die Geschichte religiös (als Anschauung des Unendlichen im Zusammenhang des Endlichen). Zu der epochalen Transformation, die alle oben zitierten Autoren vollziehen: der Verwandlung von Religion in Religiosität vgl. Reinhart Koselleck: Einleitung – Zur anthropologischen und semantischen Struktur der Bildung. In: *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil II: Bildungsgüter und Bildungswissen*. Hrsg. v. Reinhart Koselleck (= Industrielle Welt. 41). Stuttgart 1990, S. 11–46, hier: S. 24–27; dort auch weitere Literatur.

wechselnd ergreift, und jetzt zu ohnmächtigem Trotz, jetzt zu kindlicher Hingebung einladet. [...] so seht Ihr wie der hohe Weltgeist über alles lächelnd hinwegschreitet, was sich ihm lärmend widersetzt; Ihr seht wie die hehre Nemesis seinen Schritten folgend unermüdet die Erde durchzieht, wie sie Züchtigung und Strafen den Übermüthigen austheilt, welche den Göttern entgegenstreben und wie sie mit eiserner Hand auch den wackersten und treflichsten abmähnt, der sich, vielleicht mit löblicher und bewundernswerter Standhaftigkeit, dem sanften Hauch des großen Geistes nicht beugen wollte. [...]

Das Rohe, das Barbarische, das Unförmliche soll verschlungen und in organische Bildung umgestaltet werden. Nichts soll todte Maße sein, die nur durch den todtten Stoß bewegt wird, und nur durch bewußtlose Friktion widersteht: alles soll eigenes zusammengesetztes, vielfach verschlungenes und erhöhtes Leben sein.²²

Das ist der zweite Grund, warum die Historie für die Romantiker poetisch wird, „in der höchsten Potenz vielleicht eben so poetisch wie Religion“ (KA 18, S. 370 Nr. 600): Sie ist ja nun Medium, ist „heilige Schrift“ für eine Art Religion; und Religion jeder Art ist für die Romantiker eine Quelle der Poesie. Was aber hat man von einem Göttlichen, das sich nicht symbolisiert? Die Romantiker suchen eine Repräsentation des Göttlichen in der Geschichte. Ausgehend von der leidvoll erfahrenen Kluft zwischen ihren Sinnkonstruktionen und den Wechselfällen der Zeitgeschichte, verfallen sie auf die klassische Vorstellung der Nemesis. Ihre Metaphysik der praktischen historischen Vernunft kleiden sie in das alte Bild des Schicksals, auch wenn es von Mißverständnissen nur so umlauert ist.²³ Ranke wird es in seinem Erstling wieder in die Geschichtsdarstellung einführen.

Beide bisher betrachteten Anteile der Historie, der kritisch-erkenntnistheoretische wie der (moral-) philosophische, schlagen für die Romantiker um in etwas, das sie Poesie nennen: der kritische in wiedererwecktes historisches Leben (Sinn, dynamische Bedeutung, Ideen), der philosophische in Religion (weil die Idee der menschlichen Selbstbestimmung auf einen göttlichen Ursprung verweist). In beiden Fällen gebrauchen sie den Begriff der Poesie uneigentlich. Einem nüchterneren Dichtungsverständnis müßte der bezeichnete Sachverhalt philosophisch erscheinen: als erkenntnistheoretische und metaphysische Vorannahme, als Sache des Begriffs also, der Abstraktion, wie Schlegel selbst sagt,²⁴ allenfalls der „intellektuellen Anschauung“.²⁵ Mit

22 Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher: *Kritische Gesamtausgabe*. Hrsg. v. Hans-Joachim Birkner u.a. Berlin, New York 1980 ff., Abteilung I, Bd. 2, S. 233 f.

23 Vgl. Schlegels (selbst-) kritische Einschränkung KA 18, S. 350 Nr. 356. Ähnlich auch Schelling: „Die Meinung ist nicht, daß der Geschichtschreiber das Schicksal im Munde führe, sondern daß es durch die Objektivität seiner Darstellung von selbst und ohne sein Zutun erscheine.“ (SW I 5, S. 311).

24 „Gewöhnlich unrichtiger Gedanke, daß die Historiker die Begebenheiten aus einer gewissen *Entfernung* ansehen, und daß diese Entfernung das Wesen des historischen Gesichtspunktes sei. – Es ist *Abstraction*, aber nicht diese übersichtliche Allgemeinheit und Flachheit.“ (KA 18, S. 24 Nr. 64).

25 Von Kant eingeführt, bezeichnet dieser Begriff bei ihm einen, von der sinnlichen und

der neuen Würde jedoch und dem neuen Rang, den die philosophische Bestimmung der Historie verleiht, macht sie auch eine neue Form der Darstellung erforderlich. „Der Historiker“, sagt Novalis, „muß im Vortrag oft Redner werden – Er trägt ja *Evangelien* vor, denn die ganze Geschichte ist Evangelium“ (Schriften Bd. 3, S. 586 Nr. 214). Damit kommt dann ein im engeren Sinn „poetischer“ Anteil der Historie ins Spiel: die Frage nach der angemessenen Darstellung für einen solchen heiligen Text. Wie schreibt man Geschichte als Evangelium? Wie bringt man die Hieroglyphe Gottes zur Anschauung? Überraschenderweise wissen die Romantiker zu dieser Kernfrage wenig zu sagen.

Skeptisch fällt etwa die Antwort Friedrich Schlegels aus. Wie bereits die Aufklärer unterscheidet er zwischen verschiedenen „Gattungen“ (z.B. KA 20, S. 379 Nr. 313) oder Behandlungsarten der Historie (KA 20, S. 381 Nr. 323). Immer wieder grenzt er die „darstellende Historie“ – und nur um diese geht es hier – von anderen historiographischen Textsorten ab, so von der „wissenschaftliche[n] Historie“ (KA 17, S. 289 Nr. 66), von der Universal- oder Weltgeschichte (KA 20, S. 316 Nr. 174), von der Biographie (KA 20, S. 333 Nr. 303 u.a.). In seinen *Vorlesungen über Universalgeschichte* von 1805/06 hat er diese Unterscheidung ausführlich begründet:

Eine spezielle Geschichte muß ausführlich sein, da der Teil, auch der kleinste, in Beziehung auf das Ganze immer wichtig ist, aber eben wegen der Ausführlichkeit muß sie auch künstlich darstellend sein, und dadurch wird sie der Poesie und bildenden Kunst sehr ähnlich.

der reinen Anschauung streng zu unterscheidenden Blick in die übersinnliche Natur, „der uns aber freilich gar nicht verliehen ist“ (KpV A 178, vgl. ebd. 78), eine Gott allein vorbehaltene Einsicht in die wirklichen Beweggründe menschlichen Handelns und ihre „Angemessenheit mit dem moralischen Gesetze“ (KpV A 221 ff.). Fichte greift diesen Begriff auf und macht ihn zum Angelpunkt seiner *Wissenschaftslehre* (s. die *Zweite Einleitung* in dieselbe von 1797: „Die intellektuelle Anschauung ist der einzige feste Standpunkt für alle Philosophie. Von ihm aus lässt sich alles, was im Bewusstseyn vorkommt, erklären [...]“ Fichte-GA I 4, S. 219). Da Fichte alles Denken als Handeln versteht, öffnet sich dem Denken für ihn die gesamte Metaphysik der praktischen Vernunft, sobald es seiner selbst als Handeln bewußt wird. Entsprechend versteht Fichte unter intellektueller Anschauung die Selbsterkenntnis denkender Menschen, daß sie es sind, die den Dingen durch ihr Denken ihre Bestimmung verleihen, daß ihr Denken Handeln ist und zwar freies, selbstbestimmtes Handeln: „Dieses dem Philosophen angemethete Anschauen seiner selbst im Vollziehen des Acts, wodurch ihm das Ich entsteht, nenne ich *intellektuelle Anschauung*. Sie ist das unmittelbare Bewusstseyn; daß ich handle, und was ich handle: sie ist das, wodurch ich etwas weiß, weil ich es thue.“ (Fichte-GA I 4, S. 216 f.). Angewandt auf die Geschichte heißt das: Die intellektuelle Anschauung wird zum Bewußtsein für das Vermögen der Menschen, sich in der Geschichte selbst zu bestimmen und diese Selbstbestimmung durch historische Erkenntnis darzutun.

Dies gilt aber ganz und gar nicht für die Universalhistorie: ein solche Ausführlichkeit würde hier über das Maß aller Darstellungs- und Fassungskraft weit hinausgehen, würde gar kein Ende nehmen; daher ist die Universalgeschichte auch nicht an das Gesetz der Darstellung gebunden; sie würde ihrer Natur nach die Schönheit der Darstellung nicht erreichen können. (KA 14, S. 4)

Nur Spezialgeschichten also sind für Schlegel überhaupt „an das Gesetz der Darstellung gebunden“ und nicht einmal alle Spezialgeschichten, möglicherweise nur die „Nationalgeschichte“ (KA 20, S. 382 Nr. 325) oder „Staatshistorie“ (KA 20, S. 379 Nr. 313), ja vielleicht nicht einmal sie (KA 20, S. 380 Nr. 316; ebd. S. 381 Nr. 321). Obwohl nur darstellende Geschichte für Schlegel „die eigentliche Geschichte“ ist (KA 14, S. 5), läuft ihre ständige Abspaltung auf Eskamottierung hinaus. Ihre Epoche nämlich, darin besteht die Pointe von Schlegels Darstellungstheorie, soll vorüber sein. „In neueren Zeiten ist die Tendenz der *Historie* offenbar *Wissenschaft* zu seyn und zu werden, so wie sie bey den Alten *Kunst* war [...]“ (KA 20, S. 302 Nr. 70). Die darstellende Geschichte habe bei den Alten ihren Höhepunkt erreicht – da die Neueren sie darin doch nicht erreichen könnten, sollten sie sich lieber den anderen historiographischen Gattungen zuwenden (KA 6, S. 339). Das ist durchaus *pro domo* gesprochen, schreibt Schlegel doch selbst keine historiographischen Werke. Er veröffentlicht Vorlesungen, und die gelten der Universalgeschichte sowie der Literaturgeschichte;²⁶ eigentliche Geschichtsschreibung, nämlich darstellende Geschichte, findet sich weder unter seinen Schriften noch unter denen der anderen Romantiker. Das erklärt, warum sie dem kritischen und philosophischen Anteil an der Historie so viel mehr und originellere Überlegungen widmen als dem darstellerischen, erklärt, warum sie behaupten, daß die Historie im Kern poetisch sei, während ihre eigenen historischen Arbeiten wissenschaftlich und philosophisch sind. Das Poetische an der romantischen Historie, könnte man mit Friedrich Schlegel sagen, beschränkt sich auf die philosophischen Ideen der Theorie; in der Praxis ist die romantische gerade eine unpoetische, eine reflexive Historie.

So weit geht August Wilhelm Schlegel nicht. Er betrachtet die „Trennung der Reflexion von der Erzählung“ durchaus als ein Manko der modernen Historiographie, er baut darauf, daß diese „Störung“ überwunden werden könne:

[...] so wie die Reflexion den höchsten Grad lebendiger Anschaulichkeit erreicht hat, wird sie wieder in die Darstellung übergehen, und es wird eine neue umfassendere Form für diese gefunden werden. Ich glaube allerdings, daß eine höhere Vollendung der Geschichte möglich ist, aber nur indem man mit Absicht und Besonnenheit zu dem

26 *Vorlesungen über Universalgeschichte*, gehalten in Paris 1805/06, zu Lebzeiten nicht veröffentlicht (KA 14), [Vorlesungen] *Über die neuere Geschichte*, gehalten in Wien 1810/11, gedruckt ebd. 1811 (KA 7, S. 125–407), [Vorlesungen über die] *Geschichte der alten und neuen Literatur*, gehalten in Wien 1812, gedruckt ebd. 1815.

zurückkehrt, was jene großen Meister [= die Alten, J.S.] unbewußt aus unmittelbarem Triebe thaten, sie muß sich zu ihren Werken wie Kunstpoesie zur Naturpoesie verhalten. (DLD 18, S. 55)

Der ältere Schlegel hofft auf eine Erneuerung der darstellenden Geschichte. Auch er sieht natürlich die Notwendigkeit, das kritisch gewonnene Material (die „Thatsachen“, wie er aufklärerisch sagt, DLD 17, S. 11 ff.) reflektierend zu durchdringen und in Form von Ideen wiederzubeleben; anders als Friedrich Schlegel aber mißtraut er der damit verbundenen Abstraktion:

Verstandesbegriffe können sie [= die Thatsachen, J.S.] nie ganz erschöpfen, ihr Geist und Wesen muß anschaulich gemacht werden. Gediegene Darstellung ohne alles Raisonement und ohne hypothetische Erklärerey ist daher der eigentliche Charakter der Historie: in den einzelnen Theilen muß die vollkommenste Empirie herrschen, nur im Ganzen darf die Beziehung auf eine Idee liegen. So kehrt denn die Geschichte in ihrer vollendeten Gestalt gewissermaßen zum Styl der Chroniken zurück, indem sie das, was in diesen bewußtlos und aus bloßer Einfalt geschieht [...] mit Absicht und der tiefsten Bedeutung thut. (DLD 17, S. 13 f.)

Mehr als eine übrigens schon von den Aufklärern erhobene Forderung ist das nicht. Sie entspringt einem grundsätzlichen Vorbehalt, nicht gegen philosophische Begriffe in der Historie als solchen, wohl aber gegen ihre Überschätzung. Gemeint sind die abstrakten „Verstandesbegriffe“ der Aufklärer (wie der „eines unendlichen Fortschritts im Menschengeschlechte“ DLD 17, S. 13), genauso gut aber konnten die neuen Ideen der Fichteaner, konnten die Hypothesen der praktischen Vernunft von diesem Vorbehalt erfaßt werden. Wie wirklichkeitshaltig waren diese Hypothesen? Inwieweit erschlossen sie tatsächlich „Geist und Wesen“ des historischen Materials? Abstrakt war das nicht zu entscheiden, weder durch wissenschaftliche noch durch philosophische Diskussion, Aufschluß versprach allein die Probe aufs Exempel. Eine neue darstellende Historie wäre eine solche Probe. Sie hätte beides vorzuzeigen, das historische Material und die belebenden Ideen, aber eben nicht reflexiv getrennt, sondern synthetisiert. Sie hätte die historischen Ideen *im* Material vorzuzeigen, unausgesprochen, indirekt, implizit, als Sinn und Bedeutung, die durch die künstliche Ordnung des Materials entstehen. Eine solche Darstellung müßte naiv, müßte wie Naturpoesie wirken, weil sie scheinbar nur Material ausbreitete, aber diese Naivität wäre eine künstliche, zweite Naivität, wäre Kunstpoesie, weil sie unendlich viel verborgene Reflexion enthielte. Das gesamte Instrumentarium der modernen Kritik und Philosophie könnte eine solche Darstellung in sich aufgenommen haben und trotzdem zu den Mustern der Alten zurückkehren. In dem Maße, in dem sie überzeugte, wäre sie nicht mehr zu widerlegen, auch nicht durch neue Ergebnisse der Wissenschaft: Einmal auf gültige Weise zur Anschauung gebracht, könnte jede Darstellung historischer Ideen bleibende Geltung beanspruchen. Sie wäre real zugleich (im Material) und ideal (in seiner sinnhaften Verknüpfung), sie würde unvergänglich werden wie Kunst, sie würde zu „historischer Kunst“:

[...] die wahre Historie beruht auf einer Synthesis des Gegebenen und Wirklichen mit dem Idealen, aber nicht durch Philosophie, da diese die Wirklichkeit vielmehr aufhebt und ganz ideal ist, Historie aber ganz in jener und doch zugleich ideal sein soll. Dieses ist nirgends als in der Kunst möglich, welche das Wirkliche ganz bestehen läßt, wie die Bühne reale Begebenheiten oder Geschichte, aber in einer Vollendung und Einheit darstellt, wodurch sie Ausdruck der höchsten Ideen werden. Die Kunst also ist es, wodurch die Historie, indem sie Wissenschaft des Wirklichen als solchen ist, zugleich über dasselbe auf das höhere Gebiet des Idealen erhoben wird, auf dem die Wissenschaft steht; und der dritte und absolute Standpunkt der Historie ist demnach der der historischen Kunst. (Schelling SW I 5, S. 309 f.)

„Historische Kunst“ ist die Geschichtsschreibung für Schelling nicht, weil sie „den wirklichen Zusammenhang der Begebenheiten vernachlässig[t]e“, sondern weil sie ihn durch die Art seiner Darstellung auf eine „höher[e] Ordnung der Dinge“ hin durchsichtig macht: auf die der (hypothetischen) historischen Ideen. Historische Kunst, könnte man festhalten, ist also die indirekte Darstellung dieser Ideen im historischen Material; die Ideen selbst jedoch sind, darauf beharren alle Romantiker, philosophische bzw. wissenschaftliche:

Erst dann erhält die Geschichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empirischen Ursachen, indem sie den Verstand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erscheinung einer höheren Notwendigkeit gebraucht werden. (Schelling SW I 5, S. 310)

Daß diese Vollendung ein verbreiteter Wunsch war, daß sogar Forscher, die mehr der Auffassung Friedrich Schlegels zuneigten, von ihm erfaßt werden konnten, zeigt das Beispiel Barthold Georg Niebuhrs.²⁷ Seine Vorlesungen über *Römische Geschichte* an der neu gegründeten Berliner Universität 1810/11 machten Epoche, weil Niebuhr darin quer zu allen erzählenden Quellen eine neue Sicht der römischen Früh- und Agrargeschichte präsentierte. Entwickelt hatte er diese Sicht, indem er für sein politisches Erkenntnisinteresse die überkommene antiquarische Geschichtserkundung auf transzendentalphilosophisch-idealistische Weise mit philosophischer Spekulation verband. An einem Lieblingsgegenstand der klassischen Bildung, aktuell geworden durch die Diskussion um die Bauernbefreiung, führte Niebuhr vor, wie ohne neue Quellen qualitativ neue historische Erkenntnis möglich war – allein durch die Umstrukturierung des Materials aufgrund neuer historischer Ideen. Breitenwirksam, vor großem Publikum vollzog Niebuhr die Forschungsrevolution, die die Romantiker theoretisch ermöglicht hatten. Inspiriert durch neue politische Fragen mußten Kritik und Philosophie einander durchdringen; nur im Modus der spekulativen praktischen Vernunft war ein qualitativer Fortschritt in der Historie möglich.

Sein Preis bestand in der von den Schlegeln beschriebenen Abstraktion. Mochte Niebuhr noch so sehr betonen, daß seine Einsichten sich vor allem

27 Das Folgende nach Gerrit Walther: *Niebuhrs Forschung* (= Frankfurter Historische Abhandlungen. 35). Wiesbaden 1993, vor allem S. 94–113, 186 ff., 200–216, 482–487.

dem Vermögen der Einbildungskraft verdankten,²⁸ mochte er noch so lebhaft nach einer „Vergegenwärtigung“ der Geschichte streben,²⁹ er selbst empfand, „daß der Theil der Untersuchungen mir besser gelingt, als ich es von der Erzählung hoffen kann“.³⁰ Fast gegen seinen Willen nahm die *Römische Geschichte* die Form gelehrter Untersuchungen an. Statt das historische Material darzustellen, erörtert Niebuhr mögliche Deutungen, statt Geschichte zur Anschauung zu bringen, konstruiert er ihre leitenden Ideen. Als bloße „Kritik der römischen Geschichte“ hat deshalb Hegel das Werk verhöhnt: Keineswegs besitze es „die Einheit der Geschichte“; was sich in Frankreich nur als kritische Abhandlung hervorwage, gebe sich in Deutschland für Geschichtsschreibung aus.³¹ Nur allzu schmerzhaft empfand Niebuhr das selbst. Auch für ihn, der als Forscher Epoche machte, stand weit über der Forschung die Geschichtsschreibung. Auch für ihn bestand das Wesen dieser Geschichtsschreibung in einer Anschaulichkeit, deren Modell die unmittelbare Augenzeugenschaft des Miterlebens war:

Eine wahre Geschichtsschreibung, Historie, findet aber nur für Das statt was wir selbst erlebt haben; für die Vergangenheit kann man höchstens dahin gelangen, daß, wenn wir eine Gegenwart mit einer gewissen Anschaulichkeit erlebt haben, wir diese Anschauung auf frühere Zeiten übertragen [...].³²

Davon träumte der „Geschäftsmann“ Niebuhr. Er, der als hoher Verwaltungsbeamter im Umkreis der preußischen Reformer durchaus für sich beanspruchen konnte, seine „Gegenwart mit einer gewissen Anschaulichkeit erlebt [zu] haben“, spielte mit dem Gedanken, diese Anschaulichkeit auch für die römische Geschichte zurückzugewinnen:

- 28 Es erlangt in seiner Erkenntnistheorie eine ähnliche Schlüsselfunktion wie bei Schiller (s. oben S. 77 ff.) und den Romantikern, etwa bei Friedrich Schlegel: „In der Rhetorik – Historie – Kritik ist wohl Empirie und Idee einig – aber *Fantasie* fehlt in ihnen, die doch ein nothwendiges Mittelglied des Ganzen ist – ohne Poesie würde auch die Einheit zwischen Empirie und Idee bald zerrissen sein.“ (KA 17, S. 69 Nr. 189). Vgl. mit Walther: *Niebuhrs Forschung*, S. 201–208.
- 29 „So lebendig möchte ich die Geschichte schreiben, den schwankenden Vorstellungen feste unterstücken, die verworrenen entwickeln, damit man bei dem Namen eines Griechen aus Thukydides' und Polybius' Zeitalter, eines Römers aus Catos Zeit oder Tacitus' die Grundidee ihres ganzen Seins habe.“ *Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs*. Hrsg. v. Dietrich Gerhard und William Norvin, 2 Bde. (= Das Literatur-Archiv. 1+2). Berlin 1926 und 1929, Bd. 2, S. 306.
- 30 *Niebuhrs Briefe*, Bd. 2, S. 177, vgl. ebd. S. 194.
- 31 *Werke* 12, S. 342 und S. 18. Vgl. ebd. S. 15: „Die Engländer und Franzosen wissen im allgemeinen, wie man Geschichte schreiben müsse, sie stehen mehr auf der Stufe allgemeiner und nationeller Bildung; bei uns klügelt sich jeder eine Eigentümlichkeit aus, und statt Geschichte zu schreiben, bestreben wir uns immer zu suchen, wie Geschichte geschrieben werden müsse.“
- 32 Barthold Georg Niebuhr: *Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten*. [Hrsg. v. Marcus Niebuhr], 2 Bde. Hamburg 1845, Bd. 1, S. 37.

[...] es war für mich ein reizender Gedanke, wenn dies gelehrte Werk, wodurch der Stoff wieder geschaffen wird, vollendet seyn würde, eine ganz erzählende Geschichte der Römer zu schreiben, ohne Untersuchung, Erweis und Gelehrsamkeit; wie man sie vor 1800 Jahren geschrieben haben würde: alles was für mich unzweifelhaft ausgemacht wäre, so aufstellend.³³

Da ist es wieder, das Ideal einer darstellenden Geschichte von der Unmittelbarkeit eines Livius, aber mit den Erkenntnissen der modernen, philosophisch revolutionierten Forschung. Alle vorhandenen historischen Studien, auch sein eigenes gelehrtes Werk betrachtete Niebuhr nur als Vorarbeiten dafür – die Forschungsrevolution der Romantiker war unvollendet, solange sie sich nicht durch eine Darstellungsrevolution in Geschichtsschreibung umsetzte. Niebuhr ist dahin so wenig gelangt wie die anderen aus der ersten Generation der Romantiker. Es mußte ein Jüngerer kommen, einer, der durch die Schule der idealistischen Philosophie und der neuen Kritik hindurchgegangen war, der sie für selbstverständlich hielt, für so wenig Aufhebens wert, daß er den Mut aufbrachte, alle Abstraktion, alle Spuren von Kritik und Spekulation aus der historiographischen Darstellung wieder zu tilgen. Enthusiastisch hat Niebuhr im Alter einen Geschichtsschreiber begrüßt, bei dem er dieses Darstellungsideal verwirklicht sah. „Es steht mir zu, zu sagen“, schreibt er am 21. Juli 1829 an den Verleger der soeben erschienenen *Geschichte der serbischen Revolution*, „daß dies kleine Buch, als Historie, das vortrefflichste ist, was wir in unserer Litteratur besitzen.“³⁴ Der Autor dieses, aus berufenem Munde gepriesenen Werks war Leopold Ranke. Seine Darstellungsmittel, nicht in der eher untypischen serbischen Geschichte, sondern in seinem ersten historiographischen Werk, den *Geschichten der romanischen und germanischen Völker*,³⁵ sowie die Prinzipien dieser Darstellung bilden den Gegenstand der folgenden Untersuchungen.

Diesen Gegenstand überhaupt in den Blick zu bekommen, fällt nicht leicht, hat ihn die Wirkungsgeschichte des Werks bisher doch weitgehend verdeckt. Von Anfang an wurde Rankes Erstling nur in Ausschnitten rezipiert, von Anfang an waren es nur bestimmte Teile, auf die die Leser reagierten.³⁶ Schon

33 Brief an den Kronprinzen vom 17.11.1830. Zitiert nach Barthold Georg Niebuhr: *Briefe. Neue Folge 1816–1830*. Hrsg. v. Eduard Vischer, 4 Bde. Bern, München 1981–84, Bd. 4, S. 117. Vgl. Walther: *Niebuhrs Forschung*, S. 570.

34 Niebuhr: *Briefe. Neue Folge*, Bd. 3, S. 446.

35 Leopold Ranke: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535*. Erster [und einziger] Band. Leipzig, Berlin bey G. Reimer 1824. Von nun an beziehen sich alle Seitenangaben im Text, wenn nicht ausdrücklich anders vermerkt, auf diese Ausgabe.

36 Zusammengestellt hat die Reaktionen zuerst Rainald Stromeyer: *Ranke und sein Werk im Spiegel der Kritik*. Diss. masch. Heidelberg 1950, vor allem S. 23–42. In sehr urbaner Form erzählt wird diese Rezeptionsgeschichte auch von Anthony Grafton: *Die tra-*

die Fachhistoriker, denen Ranke das Werk vorlegte, gingen kaum auf die eigentliche Darstellung ein.³⁷ Was sie interessierte, war die „Beylage“, die Ranke den *Geschichten* mit auf den Weg gegeben hatte: ein eigenes Buch mit dem Titel *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber*,³⁸ in dem Ranke die quellenkritischen Studien ausbreitet, die der Darstellung zugrundeliegen. Hieraus erfuhren die Historiker Neues, hier sahen sie einen wissenschaftlichen Fortschritt, den sie anerkannten. Zum ersten Mal nämlich wurden hier die erzählenden Quellen, auf die man sich bei der Darstellung der Neueren Geschichte bisher vor allem stützte, wurden die humanistischen Geschichtsschreiber: ein Guicciardini, ein Giovio, ein Sleidanus, ein Comines,³⁹ wurden die Autoren der *historia perpetua*, die bisher als Augenzeugen der von ihnen verfaßten Zeitgeschichten galten, quellenkritisch unter die Lupe genommen. Und siehe da: Ihr Anspruch auf Unmittelbarkeit zu dem berichteten Geschehen erwies sich als unhaltbar. Alle hatten sie von irgendwelchen namenlosen Chronisten oder Sekretären abgeschrieben, alle hatten sie ihr Wissen aus ursprünglicheren, ungenannten, längst vergessenen Quellen geschöpft. Es bedurfte des Verdachts gegen sie, bedurfte eines quellenbesessenen Autodidakten, bedurfte dieses Oberlehrers in Frankfurt an der Oder, der seine Freizeit in der Westermannschen Gelehrtenbibliothek verhockte, um diese Abhängigkeiten aufzudecken. Und dabei blieb Ranke nicht stehen. Er begnügte sich nicht mit der negativen Kritik, er drang zu einer positiven Würdigung der Quellenautoren vor, er bot individualisierende Charakteristiken ihrer Kenntnisse und Absichten, ihres Verfahrens und ihrer Zuverlässigkeit. Mit einem Schlage war das Verständnis für die wichtigsten Quellen der neueren Geschichte revolutioniert. Das war es, was Ranke die Anerkennung der Historiker und die Professur in Berlin einbrachte,⁴⁰ das war es, was die Rezensenten an seinem Erstling hervorho-

gischen Ursprünge der deutschen Fußnote. Übersetzt v. Jochen Bussmann. Berlin 1995. Überarbeitet und erweitert u.d.T.: *The Footnote. A Curious History*. London 1997, S. 34–93.

- 37 Rankes Anschreiben in Brw 68 f. und in Leopold von Ranke: *Neue Briefe*. Gesammelt und bearbeitet v. Bernhard Hoefl. Nach seinem Tode hrsg. v. Hans Herzfeld. Hamburg 1949 [abgekürzt zitiert als: NBr], S. 54 f. Die Antworten von Heeren, Schlosser und Raumer bei Conrad Varrentrapp: Briefe an Ranke von älteren und gleichalterigen deutschen und französischen Historikern. In: *Historische Zeitschrift* 105 (1910), S. 104–131.
- 38 Leopold Ranke: *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Eine Beylage zu desselben romanischen und germanischen Geschichten*. Leipzig und Berlin bey G. Reimer 1824 [abgekürzt zitiert als: *Kritik*].
- 39 Die Schreibweise der Namen folgt hier wie in der folgenden Textanalyse der von Ranke verwendeten Form. Zumindet teilweise war diese auch in Rankes Zeit schon unüblich. Sie sollte altertümlich wirken, archaisieren, sollte den Ton der Quellen anklingen lassen. Damit gibt sie einen ersten Hinweis auf Rankes sprachliche Strategien.
- 40 Dem preußischen Kultusminister Altenstein sowie seinen Räten Johannes Schulze und

ben,⁴¹ das war es, was zusammen mit den (eigentlich ganz anders ausgerichteten) kritischen Studien Niebuhrs zum Gründungsmythos der „historischen Schule“ wurde.⁴²

Karl von Kamptz, denen Ranke das Werk nach Erscheinen übersandt hatte, imponierte nicht Rankes Geschichtsdarstellung, sondern seine Leistung als Quellenkritiker (vgl. Varrentrapp, S. 114 f. und Hermann Oncken: *Aus Rankes Frühzeit. Mit den Briefen Rankes an seinen Verleger Friedrich Perthes und anderen unbekanntem Stücken seines Briefwechsels*. Gotha 1922, S. 127–131): „ungemeine historische Gelehrsamkeit, in der Prüfung der Quellen Scharfsinn und Genauigkeit, sowie eine lobenswerte Sinnesart“ hoben sie (einem gleichlautenden Gutachten Raumers folgend) an Ranke hervor, als sie ihn 1825 zum außerordentlichen Professor der Universität Berlin ernannten, s. Max Lenz: *Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd. 4: Urkunden, Akten und Briefe*. Halle a.d.S. 1910, S. 464 und 460. Die Betonung der „lobenswerte[n] Sinnesart“ verweist zugleich auf die politischen Gründe, die dabei eine Rolle spielten: Durch seine Beschäftigung mit der Frühen Neuzeit (statt mit der Gegenwart und der Französischen Revolution) wie auch durch seine – das wird zu zeigen sein – legitimistische Grundhaltung empfahl Ranke sich der restaurativen Kultusbürokratie als geeignete Besetzung für das politisch brisante Fach der Staatengeschichte.

41 Als „Geschichtsforscher vom ersten Range“ wurde Ranke von Varnhagen begrüßt (*Speyersche Zeitung* vom 12. Februar 1825. Wieder in Karl August Varnhagen von Ense: *Zur Geschichtschreibung und Litteratur. Berichte und Beurtheilungen. Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und anderen Zeitschriften gesammelt*. Hamburg 1833, S. 596–600, hier: S. 597). Der Rezensent in den *Jahrbüchern der Literatur* (Bd. 34, April, May, Juny (1826), S. 1–41) – wahrscheinlich Josef von Hormayr, von dem Ranke sagt, er habe ihn mit einer „günstigen Recension erfreut“ (Brief an Perthes vom 12. Juni 1827, gedruckt bei Oncken: *Aus Rankes Frühzeit*, S. 106; in der fraglichen Rezension werden ständig Werke und Zeitschriften Hormayrs zitiert!) – rühmt (sobald er über bloße Exzerpte hinausgeht) vor allem die „schöpferische Eigenthümlichkeit“ von Rankes geschichtsphilosophischen Ansichten (S. 2) sowie seine quellenkritischen Untersuchungen (S. 26 ff.). Immerhin ist er der einzige unter Rankes ersten Lesern, der auch eine darstellerische Leistung, nämlich Rankes Personenporträts lobt. Ausschließlich den Geschichtsforscher und -denker beurteilt der anonyme Rezensent von Rankes ersten drei Büchern in den *Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Literatur-Zeitung* (Nr. 23 und 24, Februar 1828, Sp. 177–189): Voller Lob für die *Kritik* meldet er gegen die *Geschichten* eine Reihe von Vorbehalten an, die sich alle auf deren geschichtsphilosophische Einleitung beziehen.

42 Treitschke z.B. hebt an Rankes Erstling nur das Programm der Geschehenstreue und die quellenkritischen Verdienste hervor: „[...] in der genauen Ergründung des Thatbestandes sah er das Nächste, was der noch ganz verwahrlosten neuen Geschichte noth that; und der Quellenkritik dieses Zeitraums brach der junge Meister sogleich selbst die Bahn [...]“ (Heinrich von Treitschke: *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Dritter Theil: Bis zur Juli-Revolution*. Leipzig 1885, S. 698). Vgl. Ernst Bernheim: „Im Jahre 1824 erschien das Werk, welches die Geschichte als Wissenschaft im modernen Sinne eigentlich inaugurirt hat, der erste Band von Leopold Rankes ‚Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494–1535‘ nebst der Beilage ‚Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber‘“. Eben dieser Beilage komme „epochemachende Bedeutung für die Entwicklung der Methodik“ zu (Ernst Bernheim: *Lehrbuch der Historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte*. Leipzig 1889, S. 144 f.).

Weniger Zustimmung, aber immer noch Beachtung fanden die Vorrede und die Einleitung zu den *Geschichten* (S. III-XL). In der Form eines geschichtsphilosophischen Essays entfaltet Ranke darin die Idee einer Einheit der romanischen und germanischen „Nationen“. Seit der Völkerwanderung konstitutiv aufeinander bezogen, sei die Geschichte der französischen, spanischen und italienischen, der deutschen, englischen und skandinavischen Nationen nur aus ihrer beständigen Wechselwirkung zu verstehen – ein Gedanke, aus dem bei Ranke eine übernationale Geschichtsbetrachtung unter dem Primat der Außenpolitik folgt.⁴³ So strittig dies von Anfang an war, auf die Dauer setzte es sich in universalhistorischen Überblicken zu Mittelalter und Neuzeit sogar bei Gegnern der Rankeschen Geschichtsbetrachtung durch.⁴⁴

Erfolgreich also, in der unmittelbaren wie in der langfristigen Wirkung, waren die gelehrten und geschichtsphilosophischen Texte, mit denen Ranke seine *Geschichten* umgab; die eigentliche Darstellung verschwand dabei aus dem Blick. Wer sich überhaupt mit ihr auseinandersetzte, reagierte ratlos, verdrossen, gereizt. Friedrich von Raumer monierte den Stil,⁴⁵ Heinrich Leo kritisierte Stil und Darstellung vernichtend,⁴⁶ Schlosser bekannte, die „auf Stellen einhergehend[e] Sprache“ sei ihm so widrig gewesen, daß er sich kaum entschließen konnte, das Buch zu lesen.⁴⁷ Wer dies doch versuchte wie Julian

- 43 Diese Konsequenz unterscheidet sie von Friedrich Schlegels Vorlesungen mit dem (irreführenden Titel) *Über die neuere Geschichte*, gehalten in Wien 1810/11, veröffentlicht ebd. 1811 (KA 7, S. 125–407). Ansonsten jedoch finden sich alle Ideen, die Ranke über die gemeinsamen Unternehmungen des Völkervereins, über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Welthandel entwickelt, bereits bei Schlegel.
- 44 Ein Beispiel ist Georg Gottfried Gervinus: *Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts*. Leipzig 1853. Obwohl das Verhältnis der romanischen und germanischen Völker für Gervinus mehr durch Wesensunterschiede und Gegensätze geprägt ist als durch Gemeinsamkeiten, folgt er durchgängig Rankes Konzept einer konstitutiven Wechselwirkung zwischen ihnen.
- 45 „Ihre Darstellung hat noch etwas unruhiges, abgebrochenes, die Anfänge und Wendungen sind oft zu ähnlich, gleichartig; der große Strom der Geschichte fließt am besten ruhig, in gehaltenen Maßen.“ (Brief an Ranke vom 2. Januar 1825, gedruckt bei Varentrapp: *Briefe an Ranke*, S. 112).
- 46 Rezension der *Geschichten* unter der Pseudonym H.L. Manin in: *Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung. Ergänzungsblätter* Nr. 17+18 (1828), Sp. 129–140. So ehrenrührig war diese Kritik, daß Ranke sich zu einer öffentlichen Reaktion entschloß: Erwiderung auf Heinrich Leo's Angriff. In: *Hallische Literaturzeitung* Nr. 131, Mai 1828, Sp. 193–199. Wieder in Leopold von Ranke: *Sämmtliche Werke* [abgekürzt zitiert als: SW], Bd. 53/54. Leipzig 1890, S. 659–666. Darauf antwortete auch Leo noch einmal in: *Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung* Nr. 39, Juni (1828), Sp. 305–312. Ausführlich dargestellt ist die Kontroverse bei Stromeyer: *Ranke und sein Werk*, S. 28–38 und bei Walther: *Der ‚gedrungene‘ Stil*.
- 47 Friedrich Christoph Schlosser: Ueber die neusten Bereicherungen der Literatur der deutschen Geschichte. In: *Archiv für Geschichte und Literatur* 2 (1831), S. 240–318, hier: S. 300 f.

Schmidt, dem ward „nicht wohl in diesen verworrenen Geschichten“: „wir sehen das Einzelne deutlich genug, aber was das Ganze soll, davon haben wir keinen Begriff“.⁴⁸

Zwei Probleme waren es mithin, die den Zugang zur Darstellung verstellten. Erstens die stilisierte Sprache, in der das Buch geschrieben ist: eine Mischung aus antikisierender Syntax, teutonischen Konjugationsformen und frommem Demutston. Für Kenner hatte sie Zeichencharakter, sie klang an Johannes von Müller an, an den Nazarenerton der Romantik, das Kernteutsch der Burschenschaftler, sie wies das Werk als ein Erzeugnis der romantischen Schule aus;⁴⁹ Uneingeweihten jedoch mußte sie als bloßer Manierismus erscheinen. Zweitens, und das war gravierender, wird die Idee der Darstellung im Ganzen nirgendwo expliziert. Weder Vorrede noch Einleitung und schon gar nicht die Beilage verraten, welche Geschichte Ranke in den *Geschichten* eigentlich erzählt, jedenfalls lassen seine Ausführungen dort sich nicht ohne Schwierigkeiten auf die Darstellung beziehen. Hartnäckig hält sich deshalb der Zweifel, ob die Episoden in den *Geschichten* überhaupt zur Einheit einer Geschichte gediehen sind.

Beider Probleme war Ranke selbst sich bewußt. Erschrocken über seinen Verleger, der das Probemanuskript der *Geschichten* drucken ließ, ohne daß daran noch hätte letzte Hand gelegt werden können, findet er die eigene Darstellung „sehr mangelhaft, zuweilen ermüdend“: Sie habe keineswegs die „Natur und Fülle“, die er ihr zu geben hoffte (Brw 64), ja er fürchtet, man könne aus dem ersten Buch „die Idee noch nicht ganz ersehen“ (Brw 60). Anders als von all seinen anderen Werken veranstaltete Ranke von den *Geschichten* keine Neuauflage; erst 1874, ein halbes Jahrhundert nach ihrem ersten Erscheinen, nahm er sie in seine *Sämtlichen Werke* auf – nicht ohne zuvor „mancherlei Dunkelheiten, aus dem Alterthum herübergenommen[e] Constructionsweisen und ander[e] Mängel“ weggeräumt, den Text also stilistisch eingehend überarbeitet zu haben.⁵⁰ Schien damit zumindest das Sprachproblem bereinigt, am Problem der konzeptuellen Einheit rührte diese Über-

48 Julian Schmidt: Moderne Historiker. Leopold Ranke. In: *Die Grenzboten* 6 (1847) Bd. 3, S. 401–410 und 441–449, hier: S. 405. Wie weit Schmidt in seiner Lektüre gekommen ist, geht aus der Behauptung hervor, das Werke behandle „vornämlich den Zug Karls VIII. nach Italien“. Das trifft auf die ersten beiden Kapitel zu, nicht auf den Rest.

49 Schlosser beispielsweise ordnet Rankes Erstling nur aufgrund der Sprache einem „Zeitgeschmack“ in der Historie zu (Schlosser: Ueber die neusten Bereicherungen, S. 299 f.), für den er teils Johannes von Müller, Fichte und Schelling, teils Görres und seine Schule verantwortlich macht (S. 281). Gekennzeichnet sieht er diese Mode durch einen philosophisch verstiegenen Wahrheitsanspruch (306 f.) und durch die Vermischung von Historie und Poesie, weil sie den Quellenton in die historische Darstellung aufzunehmen versuche (299).

50 *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514* [!] (= SW 33). Leipzig 1874, hier: S. x.

arbeitung nicht. Hatte Ranke sich an dieses zweite, tiefer liegende Problem nicht mehr herangewagt? Oder fand er bei genauer Betrachtung, daß es nicht an seiner Darstellung lag, wenn die Leser darin keine Einheit erkannten?

Die Ranke-Forscher jedenfalls haben sie nicht entdeckt. So stolz sie die quellenkritische Beilage vorzeigen, mit der eigentlichen Darstellung wissen sie nichts Rechtes anzufangen. Mehr oder weniger pietätvoll bezeichnen sie sie als Jugendsünde,⁵¹ als Irrweg, von dem Ranke rasch wieder abgekommen sei, als aufgegebenen Versuch, der anscheinend keine eingehende Betrachtung verdient – bisher hat niemand auch nur den Versuch unternommen, die Darstellung selbst, ihre Mittel und Konstitutionsprinzipien näher zu analysieren. Das soll sich hier ändern. Die folgende Untersuchung geht von der Feststellung aus, daß Vorrede, Einleitung und Beilage von Rankes Erstling, diejenigen Teile also, die als „Paratexte“ das wissenschaftliche Handwerkszeug vorzeigen und für die *Geschichten* den Status einer wissenschaftlichen Arbeit beanspruchen,⁵² daß diese gelehrten Teile zuletzt entstanden, nach der eigentlichen Darstellung, daß sie in einer Abgabepanik nachträglich um diese Darstellung herumgebaut wurden,⁵³ daß sie, statt in die Darstellung einzuführen,

51 Heinrich von Sybel gab in seiner Gedächtnisrede auf Leopold v. Ranke (*Historische Zeitschrift* 56 (1886), S. 436–481) die Richtung vor. Die *Geschichten*, sagt er, seien „das Ergebnis und zugleich der Abschluß“ von Rankes Jugendzeit. Sie machten den Eindruck „einer originalen, naiven, in voller Selbständigkeit aus eigenem Kerne entfalteten Schöpferkraft“ (S. 467), sie bezeugten die primär „ästhetische Freude an jeder Erscheinung eines besonderen Daseins“ (S. 468), sie gingen „in der Abformung der konkreten Gegenstände und Begebenheiten auf“ (S. 469).

52 Zu diesem Begriff s. Gerard Genette: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Aus dem Französischen v. Dieter Hornig. Mit einem Vorwort v. Harald Weinrich. Frankfurt, New York 1989.

53 Am 26. Januar 1824 hatte Ranke das Manuskript des ersten Buchs der *Geschichten* (S. 1–186) an seinen Verleger Georg Reimer geschickt (der Begleitbrief bei Guy Stenton Ford: A Ranke Letter. In: *Journal of Modern History* 32 (1960), S. 142 f.). Reimer sollte es lediglich durch die Vorzensur bringen, beförderte es danach jedoch direkt zum Druck. Ranke mußte noch froh sein, wenigstens den Erscheinungstermin verschieben zu können. Das ermöglichte ihm immerhin, den *Geschichten* ein (bereits abgeschlossenes) zweites Buch anzufügen (S. 187–423), Vorrede und Einleitung dazu zu schreiben sowie die quellenkritischen Aufsätze, die dann als Beilage veröffentlicht wurden (s. den Brief an Reimer vom 12. April 1824 in Leopold von Ranke: *Zur eigenen Lebensgeschichte*. Hrsg. v. Alfred Dove (= SW 53/54), S. 127–129, vgl. Brw 59 f.). S. auch Grafton: *The Footnote*, S. 64 f. Anders Siegfried Baur: *Versuch über die Historik des jungen Ranke* (= Historische Forschungen. 62). Berlin 1996, S. 73, der die umgekehrte Reihenfolge behauptet: Die *Geschichten* seien aus der *Kritik* hervorgegangen. Um Ranke zum „exemplum“ zu stilisieren (S. 45) begnügt Baur sich nicht damit, Rankes Durchbruch zur Forschung zu zeigen, vielmehr soll die Forschung bei Ranke auch unbedingten Vorrang haben „vor aller Geschichtsschreibung und Lehre“ (S. 62). Dieser angebliche Vorrang wird in die Entstehungsgeschichte von Rankes Werken projiziert – obwohl die genannten Quellen das Gegenteil bezeugen. Der Fehler liegt in Baur's Entgegensetzung von Forschung und Geschichtsschreibung; bei Ranke bildet beides durchaus eine Einheit.

eher verdecken, was Ranke im Ursprung interessiert hat: eine neue, literarisch geformte Geschichtsschreibung zu entwickeln.⁵⁴ An dieser literarischen Form, an der Darstellung selbst also muß sich erweisen, welche Art Text Rankes Erstling ist, dem Zeugnis der Paratexte ist durchaus zu mißtrauen.⁵⁵

Daraus ergibt sich das Vorgehen. Den Gegenstand der folgenden Untersuchung bilden die zwei Bücher historiographischer Darstellung in Rankes *Geschichten*. Gefragt wird nach der Konstitutionslogik dieser Darstellung. Die aber wird nicht von Leseanweisungen außerhalb der eigentlichen Darstellung, nicht aus Vorrede, Einleitung, Briefen oder Manuskripten im Nachlaß erschlossen, sondern immanent: durch die Frage nach den Mitteln und der Einheit von Rankes *Geschichten*, letztlich also durch die Frage nach deren eigentlichem Gegenstand. Erst in einem zweiten Schritt sind die dabei gewonnenen Ergebnisse mit Rankes Selbstdeutungen zu vergleichen.

54 So schon Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Rankes. Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre [Teil 6]. In: *Deutsche Revue über das gesamte nationale Leben der Gegenwart* 17 (1892), Bd. 2, April, S. 100–116, hier: S. 102, Fußnote 5; Ottokar Lorenz: *Die Geschichtswissenschaften in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert*, Bd. 2: *Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht*. Berlin 1891, S. 21 f.; Ernst Schulin: Rankes erstes Buch. In: *Historische Zeitschrift* 203 (1966), S. 581–609. U.d.T. „Rankes Erstlingswerk oder Der Beginn der kritischen Geschichtsschreibung über die Neuzeit“ überarbeitet wieder in Ernst Schulin: *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*. Göttingen 1979, S. 44–64 und 239–245; Anthony Grafton: *The Footnote*, S. 67–71. Allerdings wendet sich keiner der genannten Autoren der Darstellung selbst zu. Obwohl Schulin in seinem wegweisenden Aufsatz feststellt: Rankes „historische Kritik hatte keinen Selbstzweck, sondern sollte nur der Echtheit und Lebendigkeit der Darstellung dienen. Denn nicht an kritischen Untersuchungen oder an Quelleneditionen, sondern an der geschichtlichen Darstellung lag ihm alles.“ (S. 46), untersucht er selbst nicht die Darstellung, sondern Materialien dazu aus Rankes Nachlaß. Grafton hingegen möchte den Gründungsmythos der historischen Schule destruieren; an der Darstellung in Rankes *Geschichten* ist er nicht interessiert. – Die genannten Autoren dienen Baur als Beleg für die Behauptung, die Forschung habe sich bislang allein auf die *Geschichten* konzentriert und die *Kritik* nicht weiter beachtet (Baur: *Versuch*, S. 76, Fußnote 68). Damit rechtfertigt Baur, daß er selbst „Rankes erstes Buch“ auf die *Kritik* reduziert, über die *Geschichten* nur die negativen Urteile der Tradition wiederholt und an die Darstellung darin keinen einzigen Blick verschwendet (Baur: *Versuch*, S. 81–84).

55 Eindringlich formuliert hat das auch Leonard Krieger: *Ranke. The Meaning of History*. Chicago, London 1977, S. 107–115. In den Veröffentlichungen des jungen Ranke konstatiert er eine tiefe Kluft zwischen den universalhistorischen Einheitskonzeptionen der Vorreden und Einleitungen einerseits, den detailliert disparaten eigentlichen Erzählungen andererseits. Sein Grundproblem: die Vermittlung des Allgemeinen und des Besonderen, der welthistorischen Ideen und der einzelnen Begebenheiten, habe der Ranke der zwanziger Jahre nicht zu lösen vermocht; insofern sei er als ein noch „unvollständiger Historiker“ zu betrachten. Man wird sehen, ob Krieger mit dieser geistreichen Zuspitzung nicht eine mittlere (und vermittelnde) Ebene außer Acht läßt.

Verzichtet wird damit auf zwei andere Vorgehensweisen, die sich in der Ranke-Forschung großer Beliebtheit erfreuen: Weder Rankes Geschichtstheorie im Ganzen noch sein Bildungsgang sollen hier rekonstruiert werden, weder geht es um programmatische Aussagen noch um Einflüsse. Was das erste Vorgehen angeht, so zeigt gerade die Rezeptionsgeschichte von Rankes Erstling, wie groß die Gefahr ist, über Rankes expliziten geschichtstheoretischen Äußerungen die implizite Historik seiner Geschichtsschreibung zu verkennen,⁵⁶ für das zweite Vorgehen fehlt bisher eine zuverlässige Quellengrundlage. Statt Rankes Bildungsgang wieder und wieder den autobiographischen Diktaten nachzuerzählen (SW 53/54, S. 1–76), Quellen also, die mindestens fünfzig Jahre nach dem berichteten Geschehen entstanden, die allen Verfälschungen erinnernder Rückschau unterliegen und allen Neigungen zur nachträglichen Selbststilisierung, müßte Rankes Jugendentwicklung endlich aufgrund der authentischen Überreste erschlossen werden; diese jedoch sind bisher nur in Bruchstücken und unzuverlässig ediert.⁵⁷ So soll hier einstweilen nicht mehr rekonstruiert werden als die implizite Historik in Rankes *Geschichten*. Wenn sie auch vor die historiographische Darstellungstheorie der Romantiker gerückt wird, irgendwelche Einflüsse sind damit nicht gemeint. Nicht darum geht es, was Ranke von den oben zitierten Aussagen der Romantiker im einzelnen kannte, wie er sie verstand und womit er sie kombinierte, ob und wie stark er davon beeinflusst war – gezeigt werden soll lediglich, wie seine

56 Ihr erliegt z.B. Silvia Backs: *Dialektisches Denken in Rankes Geschichtsschreibung bis 1854* (= Dissertationen zur neueren Geschichte. 17). Köln, Wien 1985, S. 86–101. Da sie das Programm von Vorrede und Einleitung in den *Geschichten* nicht umgesetzt findet, hält sie diese für unzureichend bzw. sogar für mißlungen.

57 Es gibt in der Geschichte hochironische Erscheinungen. Dazu gehört, daß die Ranke-Forschung sich bisher nicht überwinden konnte, die quellenkritischen Grundsätze Rankes auf dessen eigene Hinterlassenschaft anzuwenden. Noch immer wird Rankes Jugend im Ausgang von den autobiographischen Diktaten erzählt; die prinzipiellen Einwände dagegen (z.B. von Günter Johannes Henz: *Leopold von Ranke. Leben, Denken, Wort. 1795–1814. Darstellende Untersuchung und Edition. Mit allgemeinen archivalischen und bibliographischen Beiträgen*. Diss. Köln 1968 oder auch von Grafton: *The Footnote*) haben bisher kaum Wirkung gezeigt. Alle vorhandenen Briefausgaben (SW 53/54; Brw; NBr) sind unvollständig, kürzen die Quellen, besitzen keinen kritischen Wert (vgl. Johannes Henz: *Zu Leopold Rankes Briefwechsel. Forschungsbericht und Nachlese*. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 54 (1972), S. 285–324). Das Gleiche gilt für die Edition *Leopold von Ranke: Aus Werk und Nachlaß*. Hrsg. v. Walther Peter Fuchs und Theodor Schieder, 4 Bde. München, Wien 1964–1975 [abgekürzt zitiert als: WuN], vor allem für den hier interessierenden Band *Frühe Schriften* (WuN 3). Rankes Exzerptheft, seine Lektürenotizen und Materialsammlungen sind darin einer unüberprüf- baren Systematik halber aus ihrem Entstehungskontext und Zusammenhang herausgerissen, vielfach auch nur in Auszügen wiedergegeben. Über diesen Forschungsstand käme nur hinaus, wer direkt aus dem Nachlaß arbeitete, am besten im Zusammenhang mit einer neuen Edition.

eigene Darstellung sich in ihrer Eigenart zu den Theorien seiner Vorgänger und Wegbereiter tatsächlich verhält.⁵⁸

Gleich der Eingang der *Geschichten* weist fast alle Mittel auf, die Ranke für seine Darstellung gebraucht, gleich hier sind seine Motive *in nuce* zu studieren:

Während des Mittelalters haben die Capetingen Frankreich zweymal erobert. Von ihrem Herzogthum France gingen sie aus, stritten mit den Eudonen von Blois, mit den Plantagenets von Anjou und waren einmal auf allen Seiten von der Seeküste abgeschnitten; aber Philipp August nahm die englischen, Ludwig der Heilige die provenzalischen Besitzungen und Philipp der Schöne unterwarf seiner Krone den Papst. Das ist die erste Eroberung durch den graden Stamm Hugo Capets. Als derselbe ausgestorben, geschah die zweyte durch den Sieg seiner männlichen Abkömmlinge, der Valois, über die weiblichen, die Könige von England. Eine wahre Eroberung; denn Eduard III. besaß einmal halb Frankreich, und soviel demselben wieder abgewonnen worden, ja Paris und die Krone selbst hatte ein ander Mal Heinrich V. inne. Da ist es nun die Jungfrau gewesen, welche Karl VII. von Valois den Anfang des Sieges und Champagne wieder verschafft hat; aber die Hauptstadt, die Normandie, Guyenne und die vollkommene Oberhand verdankte er den Herzogen von Burgund und Bretagne. (3)

Sechs Sätze nur, doch sie durchmessen – die ersten Worte kündigen es an – das gesamte Mittelalter. Das ist wahrscheinlich das hervorstechende Merkmal dieses Einstiegs: seine eigentümliche Zeitgestaltung. Ranke nennt kein einziges Datum. Systematisch vermeidet er präzise Zeitangaben. Er nennt Zustände, die zeitlich unbestimmt bleiben („einmal“, „ein ander Mal“), Ereignisse, die zeitlich in der Luft hängen („Als derselbe ausgestorben [...]“, „Da ist es nun die Jungfrau gewesen [...]“), Könige, deren genaue Regie-

58 Nur diese Frage bewahrt vor Fehldeutungen wie derjenigen Daniel Fuldas, der behauptet, Ranke habe von Friedrich Schlegel gelernt, die Geschichte „nur in großen Massen aufzufassen und zu beschreiben“ (*Wissenschaft aus Kunst*, S. 321), das damit verbundene „Bewußtsein des poetisch-konstruktiven Charakters“ der Historie aber wieder verloren (S. 323 f.). Als Beleg zitiert Fulda eine Notiz aus Rankes Oktavheften, die, aus ihrem Zusammenhang gerissen, in WuN 1, S. 233 Nr. 242 abgedruckt und dort auf 1816/17, also auf Rankes Studienzeit in Leipzig datiert ist. Schon chronologisch hat diese Notiz mit den acht Jahre später erschienenen *Geschichten* nichts zu tun, inhaltlich widersprechen ihr diese geradezu. Denn in den *Geschichten* faßt Ranke die Begebenheiten keineswegs „in großen Massen“, sondern als kleinteilige Ereignisgeschichte auf. Als Geschichtsschreiber macht Ranke es anders als der Universalhistoriker Schlegel, anders auch, als seine eigene (frühere) geschichtstheoretische Äußerung vermuten läßt; allenfalls für den Geschichtsdenker (etwa der Einleitung in die *Geschichten*) mag die Äußerung ihre Geltung behalten haben. Sie bezieht sich auf das Genre der Universalgeschichte, nicht auf das der darstellenden Historie. Das Beispiel zeigt, wie leicht die tatsächliche (implizite) Historik der Darstellung hinter der zusammengestoppelten (expliziten) Geschichtstheorie verschwindet, es zeigt, wie schief es ist, Einflüsse zu behaupten, ohne zugleich deren genauen Geltungsbereich anzugeben.

rungszeiten wahrscheinlich nicht einmal Kenner im Kopf haben. Wer diese Gegenstände zeitlich fixieren will, muß nachschlagen, muß Zusatzinformationen heranziehen, muß Kontextwissen mobilisieren. Dann erst zeigt sich, daß zwischen der Thronbesteigung Hugo Capets 987 und der letzten Eroberung Karls VII. 1453 fast fünf Jahrhunderte liegen. Aus Rankes Darstellung ist das nicht zu ersehen. Die Zeit bewegt sich nicht bei ihm („während des Mittelalters“, hebt Ranke an), sie bildet einen Zeit-Raum, in dem und durch den etwas anderes sich bewegt: eine übergreifende Tendenz.

Diese Tendenz stellt keine stetige Entwicklung dar. Sie weist Rückschläge auf und Brüche, sie bedarf eines zweimaligen Ansatzes (erst der älteren Capetinger, dann der Valois). Sie entsteht durch das Handeln der französischen Könige, aber nicht aller (die genannten bilden keine geschlossene Reihe) und auch nicht ausschließlich; zuletzt ist es die Hilfe von anderen (der Jungfrau, der Herzöge von Burgund und Bretagne), die den Ausschlag gibt. In den Sätzen, die darüber berichten, dem zweiten, dem fünften, dem sechsten, führt jeder Teilsatz einen neuen Handelnden oder eine neue Begebenheit an; die Jahrzehnte dazwischen, unzählige Geschehnisse, werden dabei übergangen. Sprungraffungen nennt man das in der Erzählanalyse: Sie zeigen an, daß die dargestellte Tendenz auf einer Auswahl beruht: von Zuständen, von Handelnden, von Begebenheiten, daß sie sichtbar wird erst in der Verkürzung, in einer kühnen Hintereinanderordnung. Sie ist, heißt das, ein Gedanke – eine historische Idee.

Ranke bezeichnet diese Idee, sein erster Satz stellt sie als These voran, begrifflich benennt er sie nicht. Anders als die Handbuchautoren spricht Ranke nicht vom „Aufstieg des französischen Königtums“, er umschreibt diesen Vorgang, er stellt ihn dar, er evoziert ihn. Offenbar trachtet er danach, systematisch jeden Begriff dafür zu vermeiden. Das läßt sich als erste, vornehmste Darstellungsabsicht erkennen: der Versuch, mit wenigen Anspielungen gerade die Begebenheiten zu vergegenwärtigen, die ein Begriff um der Zusammenfassung willen in sich verschlingt.

Daß dies nicht mehr sein kann als ein Bestreben, wird gleich im ersten Satz klar. Der nämlich gründet Rankes anschauliche Darstellung doch auf Begriffe, auf die Epochenbezeichnung „Mittelalter“ nämlich und auf das, in der Rand- wie in der Kapitelüberschrift voranstehende Wort „Frankreich“. So allgemein sind diese Ausdrücke, so alltagssprachlich unauffällig, daß sie beinahe wie Namen wirken; ihr Begriffscharakter ist kaum zu erkennen. Das enthebt Ranke der Notwendigkeit, diese Begriffe erörternd zu bestimmen, es ermöglicht ihm, sie in einer eigentümlichen Schweben zu halten wie den Begriff „Frankreich“, der zwischen geographischer und politischer Bedeutung oszilliert.

Gewiß – ein Begriff wäre kürzer, er wirkte wissenschaftlicher; Rankes Sprungraffungen erscheinen daneben umständlich. Aber sie machen Verkür-

zungen deutlich, die auch jedem Begriff zugrundeliegen, nur daß man sie diesem nicht ansieht. Sie ermöglichen, was kein Begriff leisten kann: einen Wechsel der Perspektive und ambivalente Wertungen. Im fünften Satz der zitierten Passage geht Ranke zu den Widersachern der französischen, zu den englischen Königen über, seine Wortwahl („erobert“, „Eine wahre Eroberung [...]“) rückt den dargestellten Vorgang ins Zwielficht. Vor allem aber vermittelt sein Bericht viel mehr an impliziten Theorien, als sie einem Begriff anzusehen sind. Was Ranke darstellt, erscheint als Kampf verschiedener Dynastien (der Capetingen, der Eudonen, der Plantagenets), die einzelnen Könige handeln als Agenten dieser Dynastien. Ihr Kampf spitzt sich zu einer Auseinandersetzung zu zwischen den „männlichen“ und den „weiblichen“ Abkömmlingen Hugo Capets, zu einer Art Geschwisterkampf, der zugleich ein Geschlechterkampf ist. Ranke betont, daß die männliche Linie siegt, aber erst durch die Hilfe „der Jungfrau“ (nicht einfach: der Johanna von Orleans). Das sind Motive, die die Erzählung dann in großer Breite entfaltet.

Aber, wird man einwenden, opfert diese Darstellung ihren suggestiven Zusammenstellungen nicht die Präzision, die von einer wissenschaftlichen Arbeit zu fordern ist? In der Tat fällt auf, wie unbestimmt Rankes Zeitangaben bleiben. Daß der erste Abschnitt der *Geschichten* 474 Jahre durchmißt, der zweite über „Loys XI.“ 22 Jahre, der dritte über „Karls VIII. Anfang“ gute 10, daß die folgenden drei Abschnitte („Zustand von Frankreich“, „Absicht auf Neapel“, „Auf Jerusalem“) zeitlich auf der Stelle treten und erst der siebte („Rüstung, Karls Natur“) das Geschehen noch ein Jahr weitertreibt, geht aus Rankes Darstellung allenfalls indirekt hervor, nur aus dem berichteten Geschehen nämlich und aus den Überschriften, die jedem Abschnitt am Rand beigegeben sind. In den genannten sieben Abschnitten (der ersten Erzählphase) steht nur eine einzige Jahreszahl. Und die bezeichnet den Moment, „als Karl 19 Jahr alt ward (1491), und ein Herz zu fassen, sein eigener Herr seyn zu wollen, und selbst etwas zu thun anfang“ (5). Die übrigen Zeitangaben sind von epischer Unbestimmtheit: „Einst“ (4), „sieben Jahre darauf“ (4), „Eines Abends“ (5), „sogleich hierauf“ (5), „Den Tag, als dies geschah, und ehe man's erfahren [...]“ (6), „Da“ (7), „in den ersten 30 Jahren nach Loys XI.“ (7), „immerfort“ (11), „einmal“ (11), „indeß“ (12) usf. Die Aufzählung macht deutlich, worauf diese Angaben zielen: Sie verknüpfen die berichteten Begebenheiten untereinander, integrieren sie in einen Erzählzusammenhang. Den Zusammenhang der Jahreszahlen, die absolute Chronologie der Geschichtsforscher, blenden sie aus.

Warum sie das tun, ist etwa am fünften Abschnitt zu studieren. Überschriften mit „Absicht auf Neapel“, stellt Ranke darin die politischen Anstöße für Karls Italienzug dar. Wie immer in den *Geschichten* geschieht dies möglichst konkret, d.h. – möglichst personalisiert. Nachdem „damals“ (wann das ist, wird nicht gesagt) „ein Genues, Namens Calvo“ das angebliche Testament

Johannes II. von Neapel zu Karl gebracht, seinen Ansprüchen also eine rechtliche Grundlage verschafft hat, läßt Ranke drei weitere Italiener auftreten, die Karl ihre Unterstützung für eine Invasion anbieten:

Nun war schon lange Fürst Antonello von Salerno, von Neapel flüchtig, im Namen vieler anderer Geflüchteten, an diesem Hof [= dem französischen, J.S.], und trieb den König an [...]. Es war seit einiger Zeit der Cardinal Julian Rovere zugegen [...] und trieb ihn nicht minder an. Deren Macht war jedoch nur gering. Den Ausschlag gaben des Verwesers von Mayland, Lodovico des Mohren, Boten und Briefe. (9)

Schlägt man diese Angaben nach, so stellt sich heraus, daß Antonello bereits 1486 nach Frankreich geflohen war, Julian Rovere dagegen erst 1493, während der im Anschluß zitierte Brief Lodovico Moros von 1492 stammt. Natürlich können die drei Genannten alle auch 1493 auf Karl eingewirkt haben, streng chronologisch jedoch verteilen die Anstöße, die sie gaben, sich über gut sieben Jahre. Dieser chronologische Abstand wird durch Rankes unbestimmte Zeitangaben („schon lange“, „seit einiger Zeit“) gemildert. Erst sie ermöglichen ihm, die drei Aufforderungen zusammenzustellen, erst sie ermöglichen, extrem gerafft die diplomatischen Hintergründe der Invasion anzudeuten. Darüber hinaus erzeugt die Aufzählung dieser Anstöße ein suggestives Drängen: Die Leser werden in die Position des ritterlichen Karl versetzt, an dem alle Vertriebenen rütteln, doch endlich zur Wiederherstellung ihrer Rechte nach Italien zu ziehen. Die Stelle motiviert den Einmarsch also auch und erklärt ihn, nicht zuletzt gibt sie eine kunstvolle erzählerische Exposition. Alle drei Personen nämlich, die hier zum ersten Mal genannt werden, tauchen im Verlauf der Erzählung wieder auf, Lodovico Moro und Julian Rovere, der spätere Papst Julius II., werden sogar zu Hauptakteuren darin. Beide müssen erleben, daß sie nach vielen Wendungen mit ihren eigenen Projekten an den Franzosen scheitern; ja Lodovico wird durch diese zugrundegehen. Da ist es von höchster, dabei vollkommen diskreter Ironie, daß sie gerade als diejenigen eingeführt werden, die die Franzosen ins Land rufen.

Zeitlich Getrenntes unter systematischen oder, wie Friedrich Schlegel sagt, idealen Gesichtspunkten zusammenzurücken,⁵⁹ ist also der Zweck von Rankes unbestimmten Zeitangaben. Sie verwischen die äußere Ordnung der Chronologie, damit die Begebenheiten sich nach einer inneren Ordnung gruppieren. Sie vernachlässigen die zeitliche Folge als zufällig zugunsten der logischen als einer notwendigen. Sie führen zusammen, was nicht in der Zeit,

59 „Die chronologische, geographische und genealogische Ordnung und Classification in der Geschichte ist nicht anwendbar wegen der steten Regreßion und Regreßionen, historischen Sympathien des Entferntesten. Wenn Geschichte *Wissenschaft* seyn soll, muß die Ordnung *ideal* seyn (was etwas ist, wird erst mit dem Fortschritte der Zeiten sichtbar). – Alle jene sind *faktisch*, deuten auf einen Punkt, wo die Materialien zur Geschichte noch nicht *historisirt*, d.h. philosophirt und auch poetisirt sind [...].“ (KA 18, S. 30 Nr. 125).

also auch nicht in der Empirie, sondern nur im Denken, der intellektuellen Anschauung eine gemeinsame Tendenz ergibt. Poetisch ist das Verfahren – was es ausdrückt, sind historische Ideen. Mit Hilfe der literarischen Zeitgestaltung wird die empirisch wahrnehmbare Geschichte in die transzendental vorgestellte überführt.

Doch bleiben beide aufeinander bezogen. Das unterscheidet die epische Unbestimmtheit der Rankeschen Zeitangaben etwa von derjenigen Kleists. Wird das Erzählte dort vollständig aus der absoluten Chronologie herausgelöst, so ist diese hier (wenn auch zuweilen nur indirekt, etwa durch die Namen der Könige, die zugleich für deren Regierungszeit stehen) als Bezugsrahmen ständig präsent. Sobald Ranke von der Vorgeschichte zur Haupthandlung übergeht, erzählt er die wichtigen Begebenheiten mit Jahr und Datum.⁶⁰ Auch die gedachte Geschichte, heißt das, findet *in* der empirisch wahrnehmbaren statt; bei Kleist dagegen verliert die letztere jegliche Verbindlichkeit.

Rankes Bindung an die absolute Chronologie zeigt sich auch im Titel des Werks. *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535* hat er es nach einigem Schwanken genannt.⁶¹ Da der vorliegende Teil nur die Hälfte der konzipierten Arbeit darstellt, reicht er bloß bis 1514; diese zeitliche Erstreckung der Haupthandlung ist aus den Angaben im Text problemlos zu ersehen. Begründet hat Ranke sie allerdings nicht. Offenbar soll die Idee für sich selbst sprechen, soll die Erzählung selbst deutlich machen, warum er gerade diesen Zeitrahmen wählt. Ob sie das tatsächlich tut, wird an der Frage nach der Einheit des Werks zu prüfen sein.

Nach den gleichen Prinzipien wie die Zeit ist der Raum in den *Geschichten* gestaltet. Auch unter den Ortsangaben finden sich zahlreiche unbestimmte („Eduard III. besaß einmal halb Frankreich“ (3)), finden sich Sammelbezeichnungen für räumlich Getrenntes („Da zog Karl in Freuden durch die Ortschaften, die sich aus wüsten Plätzen verjüngten, nach den Städten, die auch wieder außerhalb der Mauern anzubauen wagten.“ (7)), finden sich Gruppierungen malerischer, poetischer Art:

Am Fuß der Pyrenäen sammelten sich die Gascogner; von den Küsten Bretagnes und von Portugal kamen die Pferde. In Marseille und Genua wurden die Schiffe gezimmert, und mit jenem Geschütz gerüstet, das, wie man von der Charlotte sagte, Accorde aus der Hölle singe. (12)

Die Kriegsvorbereitungen werden ästhetisiert und romantisiert, stellen zugleich jedoch einen historischen Gedanken dar. Sie verdeutlichen die Dimension von Karls Rüstungen: Mit den schottischen, niederländischen und deutschen Namen, die zuvor genannt werden, lassen sie Karls Italienzug als Unternehmen erscheinen, an dem alle romanischen und germanischen Völker

60 Z.B. in der dritten Erzählphase, S. 32, 36, 39, 41, 42, 43, 45.

61 S. Rankes Begründung im Brief an Reimer vom 13. November 1824 (Brw 66).

beteiligt waren, als Gemeinschaftstat des gesamten Völkervereins. Diese Idealisierung setzt den Bezug auf die reale Geographie nicht außer Kraft. Nirgendwo verstoßen Rankes Angaben gegen die realen Ortsverhältnisse, nirgendwo finden sich Synkretismen und Anachronismen wie bei Kleist. Kündigt die Folge der Ortsangaben dort den Bezug auf die reale Geographie auf, so dienen die Unbestimmtheiten bei Ranke gerade dazu, ihn auch dann zu bewahren, wenn räumlich Getrenntes unter deutenden Gesichtspunkten zusammenrückt.

Am sinnfälligsten wird dies am Handlungsraum der *Geschichten*. Die Eingangspassage geht von Frankreich aus, das zweite Kapitel beginnt in Spanien, das dritte in Österreich. Ganze Abschnitte der *Geschichten* handeln auf dem Boden der Schweiz, die Entdeckung Amerikas wird ebenso erzählt wie die ostindischen Eroberungskriege der Portugiesen. Doch sind dies alles Vorgeschichten, Nebenhandlungen, äußere Begründungen für das eigentliche Geschehen. Dieses eigentliche Geschehen ist ausnahmslos in Italien angesiedelt. Die Haupthandlung beginnt mit der Invasion Karls VIII. (32 ff.); seine Eroberung von Neapel ruft Spanien und Österreich, die Schweizer und die Türken, später auch England auf den Plan. Eine nach der anderen führt Ranke diese Mächte ein, läßt sie Italien zu ihrem Zankapfel machen, zum Schauplatz ihrer Kriege, zur Schule ihrer Diplomatie. Der Kampf um Italien soll es sein, der den romanisch-germanischen Völkerverein spaltet und in etwas Neues verwandelt, Italien soll es sein, wo sich in dieser Epoche die Völker begegnen, Italien soll es sein, wo sie lernen, sich in großen, wechselnden Bündnissen aufeinander zu beziehen.

Diese Unterhandlungen, diese Rüstungen [nach Karls Eroberung von Neapel, J.S.], mit welchen der wahre Streit der Spanier und Franzosen seinen Ursprung nahm, waren der Anfang einer durchgehenden und langwierigen Partheyung, welche Lage und Gestalt Europas gänzlich umänderte. (63, vgl. 123)

Indem er Italien zur Bühne erhebt, um darauf die Mächte der Epoche erscheinen zu lassen, impliziert Ranke, daß Italien Spielbrett zugleich und Siegespreis der Mächte war, die dort ihre Eroberungen machten. Untrennbar erscheinen Darstellung und Deutung verschränkt. Als Beute motiviert Italien die Einheit von Handlungen, denen es als Bühne zugleich die Einheit des Ortes verleiht.

Damit ist die Frage angesprochen, wer eigentlich als Akteur auf dieser Bühne erscheint. Dem Titel, der Vorrede und der Einleitung zufolge sollten es die „romanischen und germanischen Völker“ sein:

[...] sechs große Nationen, drey, in denen das romanische Element vorherrscht, die französische, spanische, italienische, drey, in denen das germanische, die deutsche, englische, scandinavische [...]. Sie sind von demselben oder von nah verwandtem Stamm, in Sitten ähnlich, in vielen Instituten gleich; ihre innern Geschichten hangen aufs genaueste zusammen; einige große Unternehmungen sind ihnen insgesamt gemein. (xviii)

„Nation“ ist hier als Synonym für „Volk“ gebraucht, in Rankes *Geschichten* sind beide Begriffe austauschbar. Sie bezeichnen etwas Gewachsenes, eine Geburts- und Sprachgemeinschaft, eine Landsmannschaft. Von Kultur ist dabei wenig, von Politik gar keine Rede. Nur dort spricht Ranke von den Deutschen, den Franzosen, den Spaniern, wo er eine elementare, historisch entstandene und wandelbare, aber naturwüchsig wirkende Eigenart der Handelnden zur Anschauung bringen will: ihren Volkscharakter.

Diese Eigenschaft interessiert Ranke sehr, oft dient sie ihm zur Erklärung von historischen Vorgängen. So macht er für den Krieg zwischen Graubünden und Tirol eine deutsche Neigung zum Nachbarschaftsstreit verantwortlich (141), begründet er das Ende der italienischen Selbständigkeit mit dem Sittenverfall der Italiener (342–345), führt er den Ausgang vieler Schlachten auf die Tapferkeit der deutschen bzw. schweizer Landsknechte zurück (90 f., vgl. z.B. 70 ff., 211, 311, 360 ff.). Überhaupt ist es vor allem der Krieg, in dem sich für ihn die Volkscharaktere offenbaren, herrscht in den aus vielen Völkern zusammengewürfelten Heeren nach Rankes Darstellung doch ein ständiger Wettstreit, welcher Truppe der Preis für besondere, ihrer Volksnatur gemäße Ruhmestaten zusteht. Rankes Schlachtenbeschreibungen sind durchsetzt von Genreszenen, in denen sich französische und spanische Ritterlichkeit (197–201; 209–211; 354–364), portugiesischer Wagemut (287–294), deutsche Stärke und Tapferkeit (68 f., 79 f., 148 f., 361 f., 364, 400–402, 416), italienische Unbeständigkeit (311 f., 415 f.) erweisen. Für merkwürdig hält Ranke solche Taten „ihrer Tugend, nicht ihres Erfolges wegen“ (80). Ihre Darstellung verselbständigt sich ihm zuweilen, geprägt durch die Volksgeistdiskussion wird ihm das Ausmalen pseudoindividueller Genrebilder manchmal zum Selbstzweck.

Doch nicht nur ihrer Charaktere wegen sind die Völker interessant, auch das historische Handeln sollen sie tragen. Zumindest legt Rankes Einteilung der Erzählphasen das zunächst nahe. Ohne weitere Erläuterung führt sie anstelle der Völker politisch verfaßte Gemeinwesen ein, die zumeist, wenn auch nicht immer, die Namen der Völker tragen und als deren politische Organisationsform erscheinen: Frankreich, die italienischen Staaten, Spanien, Österreich (!), Schweiz (!), Portugal, England. Dabei geht Ranke so vor, daß er eine Macht wählt, deren Vorstöße die Handlung in Gang bringt, deren Aktionen ihren Leitfaden abgeben, deren Eroberungen diese Bevorzugung rechtfertigen. Das ist Frankreich mit seiner Expansion nach Italien. Von Frankreich geht die Darstellung aus, mit Karls VIII. Invasion hebt die Haupthandlung an, seine Eroberung Neapels wird im ersten, sein Rückzug von dort im zweiten, die Italien-Expedition Ludwigs XII. im vierten Kapitel erzählt. Mit der Eroberung Mailands und Neapels sowie dem Sieg der französischen Verbündeten im Kirchenstaat ist am Ende des ersten Buchs der Höhepunkt der französischen Macht erreicht. Das zweite handelt vom Verfall der französischen

Koalition, von ihren Verlusten, schließlich von der Niederlage der französischen Partei in Italien. Fast am Ende des Werks rekapituliert Ranke diesen Gang der Handlung auch explizit. Hier läßt er sich in die Werkstatt sehen, hier verrät er, nach welchen Gesichtspunkten er die Begebenheiten einteilt, hier begründet er, warum seine beiden Bücher die Zeit von 1494 bis 1514 umfassen:

Die Geschichten Ludwigs XII. haben sich, wie die Geschichten Karls VIII. entwickelt. Der Anfang ist in beyden die schnelle Eroberung, der Wendepunct die Entzweyung mit dem Pabst; hierauf tritt eine Liga ein; es erfolgt ein Verlust der Eroberungen. Nur ist diese Entwicklung unter Ludwig XII. durch einige Zwischenhandlungen, die Entzweyung des Hauses Oestreich-Spanien und den Streit zwischen Julius und Venedig, aus dem der venetianische Krieg kommt, aufgehalten und unterbrochen. (403)

In diese Haupthandlung flicht Ranke die Geschichten der anderen beteiligten Gemeinwesen ein und zwar so, daß er immer, wenn sie erstmals als Verbündete oder Opponenten Frankreichs hervortreten, in einer Rückwendung ihre Vorgeschichte nachholt, ihre Verfassungen darstellt, ihre Sitten erörtert. Ihre Bündniswechsel, Siege und Niederlagen erklärt er mit innenpolitischen Umschwüngen, die er als Nebenhandlungen einfügt.

Dieses Vorgehen entspricht den Grundsätzen, die schon die Göttinger Aufklärungshistoriker für universalhistorische Völkergeschichten formuliert hatten;⁶² als Muster des Genres galt Herodot.⁶³ In ihrem Aufbau erweist Rankes Darstellung sich durchaus als konventionell. Streng folgt der junge Geschichtsschreiber den Regeln, die die Autoritäten für sein Genre vorsehen – und muß zu seiner Enttäuschung feststellen, daß das Ergebnis den großen Vorbildern doch nicht entspricht. Vor lauter Rückwendungen, Nebenhandlungen und Exkursen kommt die eigentliche Erzählung nur stockend in Gang. Die Exposition ist viel zu umfangreich, aufwendiger fast als die zügig erzählte Haupthandlung. Immer wieder tritt die Erzählung auf der Stelle, immer wieder verliert sie sich in mäandrierende Seitenarme. Der Hauptstrang in Italien wie auch die Geschichten der beteiligten Gemeinwesen werden ständig unterbrochen; sie erscheinen in Teilabschnitte zerlegt, die soweit auseinanderliegen, daß nur durch ständiges Blättern und Suchen die Anschlüsse herzustellen sind.

Für eilige Leser entsteht dadurch der Eindruck des Verwirrenden, Labyrinthischen, für Ranke selbst zeigte sich, daß die konventionellen Dispositionsregeln für eine Völkergeschichte sich mit seinen eigenen Darstellungszielen nicht vertrugen. Gerade indem er diese Regeln praktisch ausprobierte, lernte er, daß sie für ihn nicht taugten. Seinem Streben nach Anschaulichkeit und Lebendigkeit nämlich, dem Streben nach einer Individualität, die er nicht

62 Gatterer: Vom historischen Plan, S. 635 f. Gatterers Überlegungen zur Darstellung des europäischen Staatensystems ab 1492 (!) (S. 645) erscheinen wie eine direkte Vorstufe von Rankes Disposition. Vgl. Schlözer: *Vorstellung*, S. 20–23.

63 S. z.B. Friedrich Schlegel KA 20, S. 154 Nr. 301 und ebd. S. 379, Nr. 313.

zuletzt mit Hilfe der Volkscharaktere zu beschwören sucht, läuft die Erzählphasengliederung in Völkergeschichten zuwider. Ranke sucht plastisch zu erzählen, die Völkergeschichten zwingen zu perspektivischen Verkürzungen. Er sucht die Erzählung zu konzentrieren, sie zerstreuen. Er sucht in seiner Haupthandlung die Einheit der französischen Invasionsversuche samt den dadurch entstandenen Bündnissystemen darzustellen, sie zwingen ihn dazu, diese Einheit ständig zu zerreißen. Das ist die darstellerische Seite. Wie immer bei Ranke entspricht ihr eine geschichtstheoretische. Denn wer ist es eigentlich, der bei ihm handelt? Sind es wirklich die Völker, für deren Handeln Ranke sich interessiert? Ist die Völkergeschichte überhaupt das richtige Genre für seine Interessen?

Tatsächlich sind die Völker mit den politischen Einheiten, von denen Ranke in den *Geschichten* handelt, den Herrschaften und Staaten, keineswegs identisch. Weder die italienischen Staaten noch Österreich oder die Schweiz repräsentieren ganze Völker, und selbst in den anderen Gemeinwesen, wo dies der Fall zu sein scheint, stellen die Völker nur den Untergrund, die Voraussetzung, die Kraftquelle für das Handeln der Herrschenden dar.⁶⁴ Überall bilden sie nur die eine Komponente der Gemeinwesen, die Ranke durch seine Erzählphasengliederung als Akteure erscheinen läßt; ihre andere, übergeordnete Komponente, die eigentlich Aktivisten in den *Geschichten* sind, schon die Eingangspassage zeigt es, die Dynastien. Ob Ranke von den Capetingern und Valois in Frankreich handelt (3–7) oder die Vereinigung von Castilien und Aragon in Spanien erzählt (48–54), ob er die Stellung der Habsburger im Reich erläutert (84–84–86, 93 f.) oder die Macht der Tudors in England beschreibt (365–370), stets sind es die Dynastien, die für ihn im Vordergrund stehen. Ihr Aufstieg, ihr Machterwerb, ihre Konsolidierung bringen die politischen Einheiten und damit Rankes Akteure hervor; nur vom Aufstieg der Dynastien ist deshalb in den Vorgeschichten die Rede, mit denen er die Haupthandlung durchsetzt.

Die Dynastien geben den Völkern die politischen Ordnungen, zur Dekkung kommen beide nicht. Die Völker erscheinen elementarer als die dynastischen Herrschaften, sie waren vor ihnen da, überschreiten sie, gehen nicht darin auf. Auch agieren die Dynastien zunächst nur für sich selbst. Sie treiben Hausmachtspolitik, sie „erobern“ ihre Herrschaften von anderen Dynastien (3). Doch haben sie dabei nach Ranke nur Erfolg, sofern sie auf Dauer das Einverständnis, die Anhänglichkeit, die Kraft der Völker mobilisieren kön-

64 Auch nicht als Massen treten die Völker in Erscheinung. Anders als z.B. in Schillers niederländischer Geschichte erhalten die Volksmengen bei Ranke weder Handlungsrecht noch eigenes Profil (s. z.B. 43–46). Selbst Schlachtenbeschreibungen löst Ranke in die Taten von Einzelnen auf. Zu Rankes sozialen Kategorien vgl. Rudolf Vierhaus: *Ranke und die soziale Welt* (= Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung. 1). Münster 1957.

nen, sofern die Interessen ihres eigenen Hauses also den höheren Interessen der Völker entsprechen (auf ein Ende der Bürgerkriege etwa, auf Rechtssicherheit, auf Religionsfortschritte gegen die Ungläubigen). Auf dieser gewachsenen Übereinstimmung mit den Völkern läßt Ranke die Legitimität der Dynastien beruhen. Sie soll die dynastischen Herrschaften in Frankreich, Spanien, Österreich und England von den italienischen Renaissance-Staaten unterscheiden (23 f.).

Für die Darstellung dieser Staaten wirkt dieser Unterschied zunächst marginal. Auch die italienischen Staaten betrachtet Ranke als Erzeugnis von „Familie[n]“, nur eben von Familien ohne fürstliche Herkunft. Auch in Italien begründen diese Familien Dynastien oder versuchen es zumindest. Auch die „Lage Italiens“ beruht für Ranke „vornehmlich“ auf einer dynastischen Verbindung, nämlich auf der „des sforzisch-aragonischen Hauses“ (13–32). Dessen Einigkeit habe die Freiheit Italiens garantiert, seine Spaltung erst die Valois (25–32), dann die Castilier und Habsburger ins Land gerufen, schließlich den Untergang der Aragonen und Sforzen sowie den Verlust der italienischen Unabhängigkeit bewirkt (181–183).

In dynastischen Kategorien also ordnet Ranke die politischen Verhältnisse, in dynastische Geschichte mündet bei ihm die Völkergeschichte, dynastische Verbindungen und Rivalitäten machen den Gegenstand seiner *Geschichten* aus. Und dabei ist die Legitimität dann doch von Belang. In klaren Kontrasten nämlich schildert Ranke den Aufstieg der großen, legitimen, europäischen Dynastien auf der einen Seite, den Sturz der kleinen, illegitimen, italienischen auf der anderen. Und zwar verlegt er den Aufstieg der Dynastien zumeist in die Rückwendungen, Nebenhandlungen, Exkurse; in der Haupt-handlung zeigt er sich fasziniert von den Untergängen. Karls Neapelzug führt nach Rankes Darstellung in Mailand zum Ende der Visconti (33–35), in Florenz zur Vertreibung der Medici (35–40), in Neapel zum Sturz der Aragonen (43–47) (aufgehalten durch eine vorläufige Restauration (77–83), der jedoch bald der endgültige Untergang folgt (177–181)). Auch die Geschlechter, die im Bund mit den Valois zunächst aufsteigen, in Mailand die Sforza, im Kirchenstaat und der Toskana die Borja, läßt Ranke nach qualvollen Wendungen kunstvoll zur Hölle fahren (149–167; 212–224). Er malt aus, wie die Anhänger Julius II. sich gegenseitig zerfleischen (338–340) (und dessen Politik zur Befreiung Italiens scheitern lassen 391–393); so liebevoll wie die Errichtung der Republik in Florenz (103–123) beschreibt er ihre Vernichtung (383–390). Bevor er sie untergehen läßt, schildert er die Kämpfe, die Anstrengungen, den Ehrgeiz, die Leistungen dieser illegitimen Herrschaften, das macht seine Faszination ambivalent. Mit dieser Ambivalenz weisen die *Geschichten* auf ihre Entstehungszeit, auf die Stimmungen und Obsessionen der Restaurationsepoche zurück.

Auch der Zeithorizont des Werks ist durch Rankes dynastisches Denken bestimmt. Anders als etwa der vollendete Teil von Schillers niederländischer

Geschichte beschränkt es sich nicht auf die Handlungszeit einer einzigen Generation. Bereits im dritten Kapitel stirbt Karl VIII., mit dessen Einfall nach Italien das eigentliche Geschehen eingesetzt hat und wird im vierten Kapitel durch Ludwig XII. ersetzt. Fünf Päpste läßt Ranke auf- und wieder abtreten und noch weit mehr Heerführer und Condottieri. Ständig wechseln die Protagonisten, ständig tauchen neue Namen auf. Neben der komplizierten Erzählphasengliederung ist das der zweite Grund, warum das Werk unübersichtlich erscheint. Einzelfiguren kommen in ihm immer nur vorübergehend in den Blick, die Darstellung geht über sie hinweg, läßt sie als Glieder von dynastischen Ketten erscheinen.

Damit ist die dritte Ebene der Akteure in Rankes *Geschichten* angesprochen: die der Einzelfiguren. Sie sind wichtig für Ranke, denn sie sind konkret. Wie Kleist schwelgt Ranke in Eigennamen. Wo es ihm möglich ist, führt er namentlich bezeichnete Personen ein, oft nur für einen einzigen Satz, oft ohne Erläuterung, als müßten die Leser die Namen schon kennen; zuweilen mit einer Erläuterung, aber die setzt er dann viele Seiten später, nach hundert von anderen Namen einfach voraus.⁶⁵ Offenbar erwartet Ranke von seinen Lesern, daß sie jeden erwähnten Namen im Gedächtnis, jede gegebene Information präsent halten. Nicht zuletzt diese Überforderung mag die Geiztheit vieler Leser erklären.

Doch hat sie wie auch die Erzählphasengliederung einen Sinn. Sie ergibt sich aus dem Bemühen, Begriffe zu vermeiden; nicht vom Aufstieg des Königtums zu sprechen, sondern von den Königen, die ihn bewerkstelligen, nicht *über* die Vorgänge in der Geschichte zu reden, sondern sie darzustellen. Ranke versucht dies durch größtmögliche Personalisierung. Soweit er es vermag, zeigt er historische Zusammenhänge als Handeln von Personen. Die Rechtsbestimmungen von Verträgen übersetzt er in die Intentionen der Vertragschließenden (6 f.), Strukturen präsentiert er als Ergebnis kollektiver Praxis (z.B. 7 f., 103–111, 264–273). Das bedingt die Flut der Namen, bedingt, daß die genannten Personen meist gesichtslos bleiben. Sie gehen in den Handlungen auf, die von ihnen berichtet werden, ihre Handlungen bedeuten etwas, nicht sie selbst. So wenig Ranke je Begebenheiten um ihrer selbst willen aufführt, so wenig tut er dies mit Personen; alle repräsentieren eine übergeordnete Ten-

65 Zwei Beispiele von vielen: S. 42 erwähnt Ranke in einem Nebensatz Zjemi, einen Bruder des türkischen Sultans Bajazeth, S. 47 gibt er eine Vorausdeutung auf Zjemis Tod, S. 63 f. erzählt er diesen Tod und die Spekulationen darüber. Noch anspruchsvoller nennt er S. 19 einen Johann Jacob Triulz, der vor Lodovico Sforza aus Mailand fliehen mußte, erwähnt S. 31, daß dieser sich in Neapel den Aragonen verdingt, S. 45, daß er zu Karl VIII. überläuft, S. 60, daß u.a. deshalb Lodovico das Bündnis mit Karl beendet, erzählt S. 72 eine blutige Anekdote über ihn, streift S. 100 seine Agitation gegen Lodovico, zeigt ihn S. 149 f. als Heer-, S. 159 f. als Parteiführer in Mailand, S. 162 als Flüchtling, S. 166, wie er Lodovico Sforza gefangennimmt. Erst S. 336, erwähnt er ihn wieder, S. 376, 397 und S. 399–402 zeigt er ihn noch einmal als Handelnden.

denz. Dadurch läuft er Gefahr, die vermiedenen Begriffe durch Eigennamen zu ersetzen, die zur Beglaubigung auf symbolischen Handlungen kleben.

Immerhin, einige Personen würdigt Ranke mit einem Porträt. Ausgehend von einer bezeichnenden Tat (z.B. 5 f.), entwickelt er diese Porträts unmittelbar aus den Handlungsberichten. Auch hier meidet er die Begriffe, auch hier sucht er Züge der Wirklichkeit selbst zum Sprechen zu bringen. Oft enthält er sich jeden Kommentars, fügt er einer mit Bedacht ausgewählten Anekdote allenfalls ein emblematisches Bild hinzu. Nachdem er beispielsweise Isabella von Spanien durch Bericht (50 f.) und Anekdote (53 f.) als willensstark, tatkräftig und streng charakterisiert hat, zeigt er sie als Personifikation der neuen spanischen Königsmacht:

Und so saß Isabella vor ihrem aus Castell, Stab, Löwe und Adler vereinigten Wappen, zwischen den Heiligenbildern ihrer Capelle, Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Oratoren auf der einen, den Connetable, Admirante, Herzöge, Marques und Grafen auf der andern Seite, die Priester im Schmuck vor ihr, alle ihrem Winke dienend. Ihre Staatskunst wollte über ein rechtläubiges Königreich vollkommene Macht. (54)

Jedes Detail in diesem Bild hat eine, oft mehrere Bedeutungen. Die Elemente des Wappens zeigen die Vereinigung von Castilien und Aragon und stehen zugleich für Charakterzüge der Königin. Ort und Ausstattung, Heiligenbilder und Capelle, verweisen auf die religiöse Triebfeder dieses Königtums, die Sitzordnung des Hofes zeigt die Machtbalance an, auf der es beruhte (vgl. 53). Was die Geschichtswissenschaft der letzten Jahre mühsam wiederentdeckt: die Gesten, das Zeremoniell, die Architektur der Macht, bei Ranke ist es von Anfang an Prinzip der historischen Darstellung (vgl. 62 f., 89, 111, 135 f., 269, 275 u.ö.).

In einigen Personenporträts fügt er Anekdote und Emblem noch eine Beschreibung hinzu, ja in besonderen Fällen erörtert er die dargestellten Charaktere geradezu. Dann tritt er als Erzähler aus dem Bericht heraus, offenbart er seine Maßstäbe, fällt er seine Urteile. Dann zeigen sich seine Interessen und seine Ideologie. Deshalb sollen diese Erörterungen erst im Zusammenhang mit der Erzählperspektive betrachtet werden.

Neben der Technik der Porträts gibt vor allem die Wahl der Porträtierten Aufschluß über Rankes Interessen. Gewürdigt werden zunächst die Könige, die für seine Erzählung wichtig sind: Karl VIII. (5 f., 12 f.), Ludwig XII. (130 f., 189 f.), Isabella von Spanien (50 f., 53 f.), Juana die Wahnsinnige (193, 253 f., 259), Maximilian I. (86–88, 101, 406 f.), Heinrich VIII. (367–406); ferner die Päpste: Alexander VI. (27 f., 170 f., 213–215), Julius II. (274, 391 ff., 377 f., 391–393), Leo X. (385–387, 393 f.); sodann die Häupter der italienischen Geschlechter: Ferrante (13–15, 17 f., 28 f.), Alfonso (15 f., 29–31, 42–44) und Ferrantin von Neapel (31 f., 43–46, 82 f.), Piero de Medici (35 f.), Lodovico Sforza (20 f., 135 f., 149–154, 165 ff.), Cesare Borja (171–173, 177, 201–207, 222 f.), Johann Bentivoglio (275, 277), Alfons von Este (324,

334). Sie alle sind Regenten, sie alle sind wichtig für Rankes dynastisches Verständnis der politischen Gemeinwesen.

Daneben erhalten nur die wichtigsten Dienstleute der Regenten noch ein Porträt: vor allem die Heerführer Gonzal de Cordova (186, 199 f., 249–252), „der Bayard“ (als müsse der Leser ihn kennen, 198), Gaston de Foix (354 f., 359 f., 364), Pitigliano und Alviano (307 f.); die Entdeckungsreisenden Christof Colon (55–57) und Vasco de Gama (284–286), die, wie Ranke betont, im Auftrag ihrer Könige dem Handel neue Wege bahnen; schließlich zwei Männer der Religion, die ebenfalls als Ratgeber und Verbündete der Könige dargestellt werden, Savonarola (106–123) und Ximenes (255–257).

„Krieg, Handel und Priesterschaft“ bezeichnet Ranke als „die drey ursprünglichen Beschäftigungen der Menschheit“ (24): Sie führt er, personalisiert in diesen Porträtierten, vor Augen, sie sind in den *Geschichten* leitmotivisch ständig präsent. Die Haupthandlung ist eine einzige Folge von Kriegen, diese Kriege werden durch den Handel ernährt (7 ff., 15, 104 f., 304–316), teils auch um seinetwillen geführt (264–270, 281–294), teils für ein, in Rankes Darstellung, edleres, religiöses Ziel: Vom Kampf gegen die Ungläubigen (außerhalb und innerhalb der Kirche), von der Ausbreitung der Religion ist bei ihm ständig die Rede.⁶⁶

Alle drei Beschäftigungen betrachtet er wegen ihrer politischen Konsequenzen. Wie er ihre Vertreter als Dienstleute der Regenten in den Blick nimmt, interessieren ihn Krieg, Handel und Priesterschaft nur in ihren Folgen für den Kampf der Dynastien. Positiv formuliert: Durch die drei Leitthemen erweitert Ranke seine politische Geschichtsbetrachtung um eine sozial- und strukturgeschichtliche Dimension.⁶⁷

Aus dem Augenmerk für die Dynastien ergibt sich eine weitere Besonderheit von Rankes Personengruppierung: die Rolle der Frauen. Schon in der Eingangspassage spitzt er den Kampf der Dynastien zu einer Auseinandersetzung zwischen den männlichen und den weiblichen Abkömmlingen Hugo Capets zu (3), zu einer Geschwisterrivalität, in der die männliche (= legitime) Linie sich gegen die weibliche (= unrechtmäßige, aber mächtigere) Linie durch-

66 Z.B. 10 f., 33, 37, 40, 42, 47, 54–57, 64, 66, 83, 106–123, 194, 260–263, 284–294, 314–316, 425.

67 Dies strenge Auswahlprinzip wie auch die konsequente Perspektivierung auf die dynastische Politik zeigen an, wie falsch die gängige Meinung ist, Ranke habe in seinem Erstlingswerk naiv individuelles Dasein um seiner selbst dargestellt (vgl. oben Fußnote 51). Zugleich relativiert es die These von Schulin, der aufgrund ausgeschiedener, im Nachlaß erhaltener Textteile behauptet, Ranke habe eigentlich die Grundkräfte „Literatur, Politik, Religion“ darstellen wollen, sei damit aber nicht zurande gekommen (Schulin: Rankes Erstlingswerk, S. 52–57). Wieso auch immer Ranke sich für Krieg, Handel und Religion entschied, seine Darstellung dieser drei „ursprünglichen Beschäftigungen“ und ihrer politischen Bedeutung erscheint durchaus gelungen.

setzen muß. Der Ursprung dieses Konflikts (der Ursprung des Hundertjährigen Krieges) liegt für Ranke bei einer Frau – und genauso motiviert er die anderen dynastischen Auseinandersetzungen, die er erzählt: die „tödtliche Feindschaft zwischen Burgund und Orleans“ (137), die zwischen Orleans und den Sforzen (138) sowie die „Entzweyung des spanisch-österreichischen Hauses“ (225 ff.). Vor allem jedoch motiviert er auf diese Weise seine Haupthandlung, motiviert er den europäischen Kampf um Italien. Dessen Ausgangspunkt nämlich, das betont Ranke mehrmals (24, 26, 182), sei die innere Entzweigung der italienischen Dynastien, die „Spaltung des sforzisch-aragonischen Hauses“ (25). Und auch diese führt er auf die Rivalität zweier Geschwisterkinder zurück, darauf, daß Beatrice, „die jüngere, die unrechtmäßige“ an der Seite Lodovico Sforzas die Macht usurpiert, während Isabella, „die ältere, die rechtmäßige“, mit dem Herzog Giangaleazzo verheiratete, zusammen mit diesem beiseite geschoben wird (25). „Nun wäre es ein göttliches Herz,“ kommentiert Ranke,

das in der Betrachtung der Gefahr für ihr gesamtes Haus dennoch still geduldet hätte. Sie [= Isabella, J.S.] handelte menschlich, da sie es nicht ertrug, sondern zuerst in Milano bald klagte, bald drohte, und zuletzt ihren Vater in Neapel um Hilfe bat. [...] Das war der Bruch des Bundes von Italien. (26)

Nun mußten sich diese beyden Geschlechter [= die Sforzen und die Aragonen, J.S.] hauptsächlich um zweyer Frauen willen trennen; das eine mußte die Franzosen, das andere die Spanier rufen; nachdem sie einander geschwächt, half keine Vereinigung; die Gerufenen traten zusammen, und vernichteten Beyde. (182)

„Hauptsächlich“ sagt Ranke – den europäischen Hegemonialkampf ganz auf dieses Motiv zurückzuführen hütet er sich denn doch. Er gäbe damit auch einen großen Vorteil seiner Darstellung preis, kann er in ihr doch verschiedene Handlungsmotive andeuten, ohne deren Rangfolge erörtern zu müssen. Zudem entbehrt seine Ursachenforschung bei den Frauen nicht des realen Grunds. In dynastischen Verhältnissen ist es tatsächlich der Frauentausch, der die Beziehungen zwischen den Häusern reguliert, sind es tatsächlich die Frauen, die Titel, Besitz, Erbrechte übermitteln, sind es tatsächlich die Frauen, die bei Konflikten zwischen die Fronten geraten. An mehreren Beispielen führt Ranke das vor (191–194, 235–240).

Dennoch streift seine Geschehensmotivation hier das Mythische. Statt die eifersüchtigen Frauen könnte er auch die ehrgeizigen Männern verantwortlich machen, die die ererbte Rangfolge verletzen (z.B. Lodovico Sforza) – es liefe auf das Gleiche hinaus: Ein komplexes, gesamteuropäisches Geschehen leitete er aus einem Familiendrama ab.⁶⁸ Das ist die Kehrseite seines Strebens

68 Ranke bewegt sich damit durchaus in den Bahnen der klassischen Geschichtsschreibung. So pflegten etwa Herodot oder Livius politische Umstürze als Rache für die Entehrung einer Frau darzustellen oder Kriege als Kämpfe für die Rückgewinnung einer geraubten Frau. Vgl. Hellmuth Petriconi: *Die verführte Unschuld. Bemerkungen*

nach symbolischer Verdichtung, die Kehrseite seiner Personalisierungen, die Kehrseite seiner dynastischen Betrachtung der politischen Gemeinwesen. Sie verleiten ihn zu Reduktionen, die ins Mythische übergehen, sie versetzen seine historiographische Darstellung (wie übrigens auch diejenige Schillers) mit Elementen der Sage, sie zielen offensichtlich auf die Rührung der Leser:

Denket nun an Isabellen. Mußte sie schon durch ihren Brief den gefährlichen Krieg für ihren Vater, ihres Mannes Tod veranlaßt zu haben glauben, wie ward ihr jetzt zu Muth, als man ihr sagte, Lodovico sey Herzog, auch ihre Kinder seyen hoffnungslos und beraubt! Das Andere hatte sie ertragen: da sank sie zu Boden. (34)

Noch wirkungsvoller ist die Figur Joannas von Spanien eingesetzt. Als Tochter Ferdinands und Isabellas erbt sie durch eine Reihe von Todesfällen die vereinigten Königreiche von Spanien. Das macht sie in Rankes Darstellung zur Ursache für die „Spaltung des österreichisch-spanischen Hauses“ (236). Denn nun kämpfen ihr (nicht erbberechtigter) Vater Ferdinand (238) und ihr ehrgeiziger Ehemann Philipp (der Erzherzog von Österreich) um ihr spanisches Erbe (241–244), nun läßt Ranke sie in den Konflikt geraten zwischen ihren Pflichten als Tochter und ihrer Liebe zu dem untreuen Gemahl (253 f.). Darauf führt er ihren Wahnsinn zurück, den er in düsteren, dadurch umso rührenderen Bildern malt (254, 259).

Wieder nutzt Ranke die Möglichkeiten des Erzählens zur Darstellung von Ambivalenz, wieder weckt er Mitgefühl für eine Frau, die er zuvor hat (schuldlos) schuldig erscheinen lassen. Bewußt, aber wohl dosiert und diskret erzeugen seine Personenporträts höchst gemischte Gefühle. Das macht ihren Reiz und ihre Lebendigkeit aus, das dürfte das Mißverständnis hervorgerufen haben, sie malten die dargestellten Charaktere um ihrer selbst willen. In Wirklichkeit erfüllen die erzeugten Gefühle genauso eine Funktion im Rahmen des Gesamtwerks wie die Personen, die darin nur wegen ihrer Rolle im Kampf der Dynastien erscheinen.

Wie jede darstellende Geschichte wendet Rankes Erzählung sich an den ganzen Menschen: an die Vernunft und an die Sinnlichkeit, an den Verstand und das Gefühl. Ohne Anziehung und Abstoßung, ohne Faszination und Abscheu, ohne, aristotelisch gesprochen, Furcht und Mitleid ist keine Anschauung von Charakteren zu haben; neutrale Beobachtung gibt es nicht. Diskutiert werden kann deshalb nicht ob, sondern nur wie eine Geschichtsdarstellung

über ein literarisches Thema (= Hamburger Romanistische Studien. 38). Hamburg 1953, S. 15 ff. sowie Johanna Kahr: Literarische Darstellungsschemata als Kompensation in der Geschichtsschreibung der Französischen Revolution. In: *Erzählforschung*, S. 591–619, hier: S. 600 ff. In poetischer Verdichtung repräsentieren die Frauen die Selbstwahrnehmung einer Allgemeinheit: ihr Gefühl von Zurücksetzung, von erlittenem Unrecht durch anmaßende Machthaber, von verletzter Sittlichkeit; zugleich erregt die Darstellung der Frauenschicksale die gleichen Gefühle bei den Lesern. Die symbolische Verdichtung macht politische Vorgänge interessant und weckt Teilnahme daran.

Gefühle erzeugt und leitet; wofür sie sie einsetzt und wie das mit ihrem Gegenstand zusammenhängt.

Und da ergeben die angeführten Beispielen nun, daß Rankes Personenporträts emotionalisieren, ohne zur Identifikation einzuladen. Sie bringen die Figuren nahe, stellen ihre Situation vor Augen, wecken Mitgefühl für sie, aber sie wahren einen Sicherheitsabstand zu ihnen: Sie führen sie vor („Denket nun an Isabellen.“ (34)), nicht in sie hinein, reflektieren über sie („wer kennt die unergründete Tiefe der Seele“ (253 f.)), ohne sie zu vereinnahmen. Reservierte Nähe könnte man die Haltung nennen, die sie erzeugen; schon die alles durchwaltende Ambivalenz verhindert jede Distanzlosigkeit. Bevor er das Mitgefühl weckt, hat Ranke immer schon skeptische, oft kritische Urteile über die dargestellten Personen nahegelegt, immer sind die Leser schon vorgewarnt, ehe an ihre Sympathie appelliert wird, und am nächsten kommen sie solchen, die scheitern, untergehen, sterben (z.B. 45, 82, 153, 165 ff., 363 f.).

Die gleiche reservierte Nähe erzeugen die Bericht- und Redeformen in Rankes Erzählung. Von den extremen Sprungraffungen der Eingangspassage an nimmt die Intensität der Zeitverdichtung ständig ab, bis sie in der Haupthandlung das Maß eines zügig voranschreitenden Berichts erreicht (s.o. S. 225). Im ersten Kapitel etwa umfaßt die Haupthandlung sieben Monate (von August 1494 bis Februar 1495), die in sieben (jedoch nicht zeitlich, sondern gedanklich unterteilten) Abschnitten erzählt werden (32–47). Damit gewinnt Ranke einen Zeitduktus, der es gestattet, ständig am Rand der szenischen Darstellung entlangzuerzählen, um bei Bedarf jederzeit in sie überzugehen:

Zu derselben Zeit befahl König Karl, für seinen Sieg über die Sarazenen in allen Kirchen Umzüge zu halten und zu beten. Er ließ die Leichen St. Denys und seiner Gefährten nach der alten Sitte französischer Könige aus ihren Gewölben in die Kirche heraufbringen; und also am 29. August 1494 hörte er in Grenoble die Messe, nahm Abschied von der Königin und brach auf. Er hatte verordnet, wer in seiner Abwesenheit das Königreich, wer jedes Herzogthum verwalten sollte; von dem Hause Sauli in Genua hatte er 100000 Ducaten aufgenommen; von den Hausmeistern war der Weg bereitet; so zog er in Freuden von Briançon Mon Gineure hinan, das Thal von Suzane hinab, die Thäler der Waldenser vorüber, bis nach Turin, und Maulthiere trugen dem Heere das Gepäck nach. Hier an den Thoren empfing sie die Dame von Savoyen, Bianca, auf ihrem Zelter und der junge Herzog, noch ein Kind, den man aber doch gelehrt, artige Worte zu sagen. Denn nahe Verwandtschaft und häufige Entscheidungen in vormundschaftlichen Streitigkeiten hatten den französischen Königen in Savoyen, so wie andre Dinge in Monferrat und Saluzzo, das Ansehn wahrer Lehnsherrn gegeben. Unter Clarinen und Trompeten zog man die Gassen entlang, wo Karl des Großen fabelhafte Thaten in Mysterien dargestellt wurden. [...] (32 f.)

Kreuzzug und Festzug, *trionfo* und Typologie – die ganze Vieldeutigkeit von Karls Italienzug, seine Finanzierung und diplomatische Absicherung in Savoyen zeigt diese Darstellung in Bildern – in bewegten, ständig sich verändernden Bildern, das ist entscheidend. Anschaulich genug, um in der Einbildungskraft der Leser Gestalt zu gewinnen, verfestigen sie sich doch niemals

zur vollen szenischen Vergegenwärtigung. Nie halten sie inne, nie kommen sie in einer Szene zum Stillstand. Selbst wenn Ranke, was selten geschieht (meist gebraucht er indirekte Rede, direkte nur in vereinzelt Sätzen), Situationen mit Rede und Gegenrede szenisch darstellt (z.B. 45, 153 f.), bleiben sie transitorisch: skizzenhaft durch verweigerte Ausmalung, flüchtig durch extreme Kürze, ungreifbar durch den ständig weiterfließenden, alles verwandelnden Erzählstrom. Große, wuchtige, über den normalen Bericht herausragende Auftritte verweigert er seinen Lesern – und damit die Illusion, dem historischen Geschehen selbst beizuwohnen. Rankes Erzählen erzeugt Bilder wie mit Rauch gemalt, Vorstellungen, Gedankenbilder. Keines davon kann für sich stehen, alle benötigen den Zusammenhang. Der Erzählstrom entläßt sie nicht aus sich, dadurch verweisen sie ständig auf ihre Hervorbringung, auf das Erzählen und die Erzählinstanz, zurück. Bilder ja, aber nur Gedankenbilder – reservierte Nähe auch hier.

Das gilt sogar für den Einsatz der erlebten Rede. Ranke hat keine Scheu, die Erzählperspektive nahe an (mögliche) Perspektiven seiner Protagonisten heranzuführen. Schon wenn er den „Zustand Frankreichs“ als Szenerie darstellt, wie sie sich Karl VIII. bei einem Umritt durch sein Land darbieten könnte („Da zog Karl in Freuden durch die Ortschaften [...]“ (7)), nimmt er fast den Sehepunkt des Königs ein. Noch weiter geht diese Annäherung, wenn er die Absichten, Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen der auftretenden Figuren erörtert, etwa die politischen Kalkulationen Lodovico Sforzas in einem Abschnitt mit der Bezeichnung „Worauf er traute“:

Ich weiß nicht, was ihm jetzt sein Astrolog sagen mochte; die Umstände aber lagen so, daß er sich wenig zu fürchten brauchte. Sein Bruder Ascanio [...] war bey ihm, und hielt die Gibellinen, wie er selbst die Guelfen, auf seiner Seite; da konnte er sich seines Landes sicher glauben. Sollte er nun den Angriff von Venedig fürchten? In den Türken erweckte er der Stadt einen Feind, der sie genugsam beschäftigen konnte. Oder die Lanzen der Franzosen? Er hatte ihnen andere und überdies starke Festen entgegenzusetzen. Gefährlicher war es, wenn Ludwig Schweizer warb; denn kein italienisches Fußvolk war gemacht, diesen zu widerstehen. Aber auch Lodovico war mit Schwyz und Unterwalden, mit Bern und Luzern in engem Bund [...]. Also blieb Lodovico muthig. (136 f.)

Indem Ranke sich zunächst als Erzählinstanz ins Spiel bringt, kennzeichnet er den Abschnitt als Erörterung, als Reflexion des Erzählers auf die Situation seiner Figur. Durch die emotional gefärbte Wortwahl jedoch („fürchten“, „sicher“, „gefährlicher“, „muthig“), durch das deiktisch in die Situation versetzende „nun“, durch den Wechsel von bohrenden Fragen und beschwichtigenden Antworten wie dadurch, daß nicht mehr die Erzählinstanz, sondern nur noch Lodovico Sforza als Subjekt erscheint, läßt Ranke die Passage in erlebte Rede übergehen. Der Erzähler scheint mit der Figur zu verschmelzen. *Sein* Kommentar stellt *ihre* unausgesprochenen Empfindungen dar (Zweifel, Furcht, Zutrauen, Beruhigung). Was nirgendwo aus den Quellen belegt werden kann,

die Gedanken und Erwägungen Sforzas, eine reine Konstruktion also, erhält hier eine Suggestivkraft, die zur Identifikation aufzufordern scheint.

Zwei Besonderheiten der Darstellung verhindern diese Identifikation. Zum einen ist die erlebte Rede hier wie stets in den *Geschichten* als Erzählerkommentar ausgewiesen, bleibt sie stets als Äußerung der Erzählinstanz kenntlich, behält sie trotz ihrer Form den Status einer Erörterung. Der Erzähler reflektiert auf die politische Lage seiner Protagonisten, personalisiert seine Ergebnisse und verwandelt sie in eine Hypothese darüber, was Sforza empfunden haben müßte. Durch seine Kennzeichnung der erlebten Rede als Kommentar bleibt er wie ein Filter zwischen Leser und Figuren präsent, läßt er eine Verschmelzung der beiden nicht zu. Zum anderen erzeugt er Distanz, indem er in der erlebten Rede in der Regel die Irrtümer, die Täuschungen, das falsche Bewußtsein seiner Figuren darstellt. Im zuletzt zitierten Abschnitt wird dies durch behutsame Einschränkungen angezeigt: „daß er sich *wenig* zu fürchten brauchte“, „konnte er sich seines Landes sicher *glauben*“ (136 Hervorhebungen von mir, J.S.). Zwei Seiten vorher hat die Erzählinstanz mit den gleichen Worten bereits eine andere Überzeugung Sforzas dargestellt, die sich dann als Täuschung erwies (134 f.); im anschließenden Porträt („Er hielt sich für den klügsten Kopf in Italien.“ (135)) hat sie ihn indirekt als überheblich charakterisiert. Wer auf solche Signale achtet, wer die Zeichen zu deuten weiß, die die Erzählinstanz in ihre Darstellung einflieht, sieht voraus, daß Sforza kein gutes Ende nehmen kann. Dann sind die feinen Einschränkungen, ist die Reserve des Erzählers gegenüber Sforza nicht mehr zu übersehen. Immer wenn die Nähe zu den Figuren am größten wird, wachsen bei genauem Hinsehen die Vorbehalte; immer hat dann das Scheitern der Figuren bereits begonnen.⁶⁹

Indirekt ist mit diesen Ergebnissen auch die Erzählinstanz von Rankes *Geschichten* schon charakterisiert. Ihre wichtigste Eigenschaft nämlich, so hat sich gezeigt, ist die Diskretion. Ob sie historische Tendenzen durch Einzelhandlungen darstellt, ohne sie begrifflich zu benennen oder eine komplexe Geschichte mit Vor- und Nebenhandlungen erzählt, deren Grundidee sie erst am Schluß offenbart, ob sie Personen kommentarlos durch deren Handeln charakterisiert oder die Bedeutung dieses Handelns in emblematischen Bildern zeigt, ob sie sich diesen Personen mit vorher erzeugter Skepsis nähert oder das Mitgefühl mit ihnen durch ihre Täuschungen und ihr Versagen relativiert, stets hält sie sich im Hintergrund, stets agiert sie doppelsinnig, stets bedeutet ihr Handeln mehr, als sie offenbart.

Zu einem Teil beruht diese Zurückhaltung auf einem didaktischen Kalkül. Das verrät sich in den expliziten Erzählerkommentaren, wo der pädagogische Eifer immer wieder durchbricht: „Man muß fragen, worauf er denn seine Macht gegründet.“ (19), „Denket nun an Isabellen.“ (34), „Nun muß man sich erin-

69 Vgl. z.B. 46, 65, 68, 98, 134, 138 f. u.ö.

nern [...]“ (38), „Nun höret, wie die Vereinigung, wie die Erhebung dieser Reiche geschah.“ (49).⁷⁰ Daß der Geschichtsdidaktiker seine Lehren zu verschweigen, daß er sie darzustellen habe und zwar so, daß seine Leser allein darauf kommen, war in Spätaufklärung und Romantik ein oft wiederholter Grundsatz.⁷¹ Ranke treibt ihn nur weiter als andere, er macht damit in einem zuvor unbekanntem Maße ernst. Durchgängig eignet seiner impliziten Darstellung ein didaktischer Zug. Wenn sie sich (wie z.B. in der Eingangspassage) mühelos in einen abstrakten Begriff zurückübersetzen läßt, wirkt sie, als meine sie diesen auch, als solle sie ihn nur anschaulich machen, als denke Ranke ihn selbst ständig mit. Solche Stellen lassen die Aussparung der Begriffe maniert erscheinen. Sie schulmeisterlich die Leser, verwickeln sie in ein pädagogisches Spiel. Auch das mag die Gereiztheit gegenüber Rankes Erstling erklären.

Sich zurückhalten heißt jedoch nicht sich verleugnen. Keineswegs macht die Erzählinstanz in Rankes *Geschichten* sich unsichtbar, keineswegs versteckt sie sich hinter ihren Hervorbringungen. Wenn Ranke viel später einmal ausruft, er wünsche sein „Selbst gleichsam auszulöschen, und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen“ (SW 15, S. 103), so hat er diesen Wunsch doch nie verwirklicht; gerade seine Omnipräsenz in den *Geschichten* ist für deren Status von größtem Belang. Schon als indirekter Erzähler hindert er durch distanzierende Formulierungen und warnende Informationen die Leser an Verschmelzung und Identifikation. Mehr noch leitet er sie durch seine expliziten Aussagen. Vom ersten Satz an („Während des Mittelalters haben die Capetingen Frankreich zweymal erobert.“ (3)) ist die Erzählinstanz behauptend und deutend, erörternd und kommentierend im Text der *Geschichten* anwesend. Nur verdoppelt sie ihre implizite Darstellung nicht einfach, vielmehr fügt sie ihr mit den expliziten Aussagen eine eigenständige Dimension hinzu. Was Rankes Erzählinstanz darstellt (durch ihre Wortwahl, ihre Zeichen, ihr Arrangement), ist durchaus zu unterscheiden von dem, was

70 Die Beispiele sind Legion, vgl. 51, 53, 61, 70, 91, 104, 114, 169 u.v.a.m. Nach Conrad Rethwisch: *Leopold von Ranke als Oberlehrer in Frankfurt a.O.* (= Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. Ostern 1908). Berlin 1908, S. 19 f. schlägt in diesen didaktischen Leseranreden Rankes Lehrtätigkeit durch.

71 Vgl. z.B. Ludwig August Schlözer: „Keine Raisonsnements, keine Schilderungen, keine homiletische Betrachtung. Nur Facta, aber zweckmäßig ausgewählte, und so neben einander gestellte Facta, daß der Leser von selbst das Urtheil hinzudenken muß.“ (*Vorstellung*, S. 26); *Athenäums*-Fragment Nr. 223: „[...] nichts stört mehr in einer historischen Darstellung als rhetorische Seitenblicke und Nutzenwendungen.“ (KA 2, S. 201 Nr. 223); Friedrich Schlegel: „Die wahre Historie charakterisirt die Begebenheiten, die falsche erklärt sie [...]“ (KA 18, S. 243 Nr. 597); August Wilhelm Schlegel: „Gediegene Darstellung ohne alles Raisonement und ohne hypothetische Erklärerey ist daher der eigentliche Charakter der Historie [...]“ (DLD 17, S. 13).

sie erklärt (kommentiert, erörtert, deutet). Deshalb greift immer zu kurz, wer Rankes Erzählhaltung nur in ihren moralischen Sentenzen aufsuchen will.

Am engsten hängen Kommentar und Darstellung der Erzählinstanz noch in Behauptungen zusammen wie der des ersten Satzes, die sofort durch Beispiele illustriert wird.⁷² Die Erzähleraussage nimmt hier die Darstellung vorweg, stellt den Blick auf sie ein, macht sie durchsichtig für die darin sich äußernde allgemeine Tendenz. Beide bedürfen und ergänzen einander, beide sind konstitutiv aufeinander bezogen.

Eigenständiger ist bereits eine zweite Gruppe von expliziten Erzählerausagen: die moralischen Urteile und Reflexionen. Als Mittel, um Personen zu charakterisieren, erscheinen sie entweder direkt im Rahmen eines Porträts oder kommentieren besondere Taten und Schicksalsschläge. Offene moralische Entrüstung beispielsweise bekundet der Erzähler beim Porträt Alfonsos von Neapel (15 f.); dessen Abdankung und Flucht bezeichnet er später als gerechte Strafe für die begangenen Verbrechen (43 f.). Schon die Wahl des Borja-Papstes Alexander VI. umgibt er mit moralischen Verdikten (27 f.), sein Porträt gestaltet er als Aufzählung von Lastern (170), sein Ende deutet er als Strafgericht Gottes (214 f.). Umgekehrt rechtfertigt er den Hilferuf jener Isabell, die das sforzisch-aragonische Haus entzweite (26) oder nimmt das Volk von Neapel gegen den Vorwurf der Unbeständigkeit in Schutz (78).

Daran zeigt sich jedoch, daß diese Urteile Teil einer Doppelstrategie sind. Denn den Vorwurf der Unbeständigkeit, gegen den die Erzählinstanz das Volk ausdrücklich in Schutz nimmt, hat sie durch ihre implizite Darstellung selbst provoziert (46, 64 f., 77). Isabell muß die Erzählinstanz rechtfertigen, weil sie selbst sie dafür verantwortlich macht, daß der Bund von Neapel zerbricht und die italienische Freiheit verloren geht (26, 34, 182). Alexander VI. verurteilt sie als Person, seine Wahl auf den Papstthron erklärt sie zum konsequenten Resultat der herrschenden Verhältnisse (27, 169 f.). Alfonso von Neapel repräsentiert in ihrer Darstellung zugleich den Typus des Renaissance-Fürsten, dessen grausames „Wesen nicht einmal recht seinem eignen“ entsprach (15). Die biedereren Moralurteile enthalten also keineswegs die ganze Wahrheit über die dargestellten Personen. Kommentar und Darstellung treten auseinander, die Spanne zwischen ihnen wird zum Freiraum, um von den Personen ein reicheres Bild, bei den Lesern aber zwiespältige Gefühle zu erzeugen, letztlich vielleicht auch, um die klaren, die eindeutigen Festlegungen zu vermeiden.

Und doch hat diese Doppelstrategie eine geheime Logik, läßt sich bei geduldigem Hinsehen die Regel erkennen, nach der die Erzählinstanz bei ih-

72 Ähnlich z.B. S. 10, 13, 15, 19, 23, 24, 26, 49, 53, usf. Auf dieser untersten Ebene: der der Begebenheiten, ihrer Zusammenhänge und Deutungen, räumt Rankes Erzähler zuweilen auch Wissenslücken ein. Er bekennt Unsicherheiten und Zweifel, er macht sich in der ersten Person als Deutungsinstanz kenntlich (z.B. 19, 38, 74).

rer mehrschichtigen Personengestaltung verfährt. Den Schlüssel dazu enthält die dritte Gruppe von Erzählerkommentaren, zugleich die oberste Deutungsebene, die von der Erzählinstanz angeboten wird: ihre metaphysische Geschichtsinterpretation.⁷³ „In dem entscheidenden Augenblick“, läßt Ranke seinen Erzähler über plötzliche Umschwünge in der Geschichte sagen, „tritt allemal ein, was wir Zufall oder Geschick nennen, und was Gottes Finger ist“ (139).

Gottes Finger in der Geschichte sichtbar zu machen, die Geschichte als Offenbarung zu deuten, sie so zu schreiben, daß diese Offenbarung Gottes deutlich wird, erweist sich als das höchste, das äußerste Darstellungsziel von Rankes *Geschichten*. Auch gibt die zitierte Stelle Auskunft darüber, wo diese Darstellungsarbeit ansetzt: beim Zufall. Wirklichen Zufall: den Zusammenfall getrennter, unabhängiger Kausalketten, so ist aus der Stelle zu schließen, gibt es für Rankes Erzählinstanz nicht. Was „wir“ so nennen, ist allemal Täuschung, ein Oberflächenphänomen, das nur unser Unverständnis bezeugt. Darunter muß ein Zusammenhang verborgen sein. Dem sehenden Historiker, dem Historiker als Seher, dem rückwärts gekehrten Propheten enthüllen gerade die vermeintlichen Zufälle eine höhere Notwendigkeit.

Uns Heutigen enthüllt dieser Grundsatz zumindest die Deutungsgewißheit des jungen Ranke. Sie ergab sich aus den transzendentalen Voraussetzungen der idealistischen Geschichtstheorie. Diese bestanden nicht zuletzt in der Annahme, daß die Geschichte und zwar die ganze Geschichte, daß alles in der Geschichte für die intellektuelle Anschauung (im Modus des Hypothetischen) sinnvoll und vernünftig sei.⁷⁴ Deshalb durfte es für den transzendentalphilosophischen Blick auf die Geschichte keine Lücken geben, keine Zufälle und Motivationsreste, hätten sie doch angezeigt, daß das empirische Material noch nicht genügend idealisiert und strukturiert, noch nicht genügend verstanden war. Vor allem die Brüche in einer Entwicklung, die unvermuteten Umschwünge in der Geschichte machten eine besondere Deutungsleistung erforderlich. Rankes Lösung des Problems war wie die der anderen idealistischen Geschichtsdenker, etwa diejenige Hegels, metaphysisch: In der unvorhergesehenen Verknüpfung verschiedener Ereignisketten entdeckte er eine prästabilierte Harmonie.

73 Eine solche „Dreistöckigkeit“ sieht auch Hermann von der Dunk: Die historische Darstellung bei Ranke: Literatur und Wissenschaft. In: *Leopold von Ranke und die moderne Geschichtswissenschaft*. Hrsg. v. Wolfgang J. Mommsen. Stuttgart 1988, S. 131–165.

74 „Der einzige Gedanke, den die Philosophie mitbringt, ist aber der einfache Gedanke der Vernunft, daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es also auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei.“ (Hegel: *Werke* 12, S. 20). Vgl. Rüdiger Bubner: *Geschichtsprozesse und Handlungsnormen. Untersuchungen zur praktischen Philosophie*. Frankfurt 1984, S. 105–129.

Sein vornehmster Beleg dafür ist der Schweizerkrieg. Aus trivialem Anlaß, dem Privatgezänk zweier Adliger, so stellt der Erzähler es dar, entwickelt sich erst ein Konflikt zwischen Tirol und Graubünden, dann zwischen Maximilian und den Schweizern ein Krieg (139–149). Dieser Krieg hindert Maximilian daran, seinem Schwager Lodovico Sforza beizustehen, umgekehrt verschafft er Ludwig XII. die volle Unterstützung der Schweizer (142); in der Fernwirkung führt das zu einem völlig unvorhergesehenen, auch völlig unvorhersehbaren Umsturz der Machtverhältnisse in Italien, letztlich zum Untergang des sforzischen Hauses.

Diese Fernwirkung erscheint der Erzählinstanz von Belang: In ihr offenbare sich eine höhere Ordnung als die von Menschen erdachte, offenbare sich „Gottes Finger“ (139), für sich selbst stelle der Krieg ein bedeutungsloses Geplänkel dar (145 f.). Wenn der Untergang der Sforzen Sinn haben soll, darf er nicht auf bloßem Zufall beruhen. Dann muß, was als Zufall erscheint, höhere Absicht, der Wille Gottes sein. Also hat Gott in Rankes Darstellung den Schweizerkrieg inszeniert, um Lodovico Sforza zu verderben. Darauf läuft die postulierte höhere Vernunft in der Geschichte beim jungen Ranke hinaus: auf eine Mediatisierung der einzelnen Begebenheiten zugunsten der welthistorischen Kombinationen.

In einem zweiten Fall schränkt die Erzählinstanz diese Mediatisierung immerhin ein. Der neue Handelsweg, den die Portugiesen durch ihre Entdeckungsfahrten und Kriege nach Indien bahnten, wirkt auf die italienischen Verhältnisse zurück, indem er dem wichtigsten Profiteur der alten Handelswege, Venedig, die Finanzgrundlage zerstört (281–294; 314–316). Allerdings, räumt die Erzählinstanz ein, haben „diese Begebenheiten noch ganz ein anderes Prinzip [...] als Vortheil oder Verlust von Venedig“; eine Hinderung, sie um dieser Wirkung willen dennoch auf „das Gemeinwesen unsrer Nationen“ zu beziehen, ja diese Wirkung als „gewiß“ anzusehen und für den eigentlichen Sinn der Ereignisse auszugeben, erblickt sie darin nicht (292). Auch in anderen Fällen präsentiert sie die unvorhergesehene Verkettung verschiedener Ereignisse wieder als Willen Gottes, mediatisiert sie wieder Begebenheiten wegen ihrer Fernwirkung auf andere.⁷⁵

Nicht nur in expliziten Aussagen nimmt sie solche Verkettungen vor. Im Gegenteil – wie die vielen Begebenheiten bei den Kämpfen in Italien zusammenwirken, ist ja ihr Thema. Wie die Dynastien aufeinander reagieren, wie sie sich bekämpfen und sich verbünden, sich stärken und sich schwächen, wie ihre auswärtige Machtstellung von der heimischen abhängt und umgekehrt, all diese Zusammenhänge und Wechselwirkungen freizulegen ist das Prinzip ihrer Erzählstruktur, ihrer ständigen Wechsel in Vorgeschichten und Nebenhandlungen. Entsprechend steckt auch diese implizite Darstellung voller Hin-

75 Z.B. 4, 55 (einschränkend 57), 91, 112 f., 209, 237, 315 f., 393, 396, 413.

weise auf die prästabilisierte Ordnung der Geschichte, voller Zeichen und Wunder, voller Signale für das, was Ranke den Willen Gottes nennt. Nur legt die Erzählinstanz sie hier den beteiligten Personen als Selbstdeutung in den Mund, als Prophezeiung, Gerücht, Volksglauben, Sage, die sich an die berichteten Ereignisse knüpfen – doch dann erzählt sie diese Ereignisse so, daß sie die frommen Deutungen bestätigen.⁷⁶ Oder sie gebraucht die Anrufung Gottes als Zeichen für die Rechtschaffenheit und Erfolgsgewißheit der Akteure. Darauf können sich die Leser verlassen: Sobald jemand in den *Geschichten* niederkniet, betet, Messe hört, Kreuze aufrichtet, werden seine nächsten Taten erfolgreich sein. Sie stehen, legt die Erzählinstanz nahe, im Einklang mit Gott, sie führen Gottes Willen aus. „Unter Menschen muß man *Gott* suchen“, hat Novalis als Prinzip der romantischen Metaphysik formuliert:

In den menschlichen Begebenheiten, in menschlichen Gedanken und Empfindungen offenbart sich der Geist des Himmels am hellsten. Religionslehre ist davon ganz abgesondert [...]. (*Schriften* Bd. 3, S. 565 Nr. 70)

Nicht in der Religionslehre, nicht in der Orthodoxie, „unter Menschen“, durch das Handeln von Menschen, in der Geschichte soll Gott sich offenbaren – das versuchen die *Geschichten* zu zeigen. Wie bei der Ereignisverkettung aber schlägt dieses Bemühen auch für das menschliche Handeln um in Mediatisierung. Denn woher weiß die Erzählinstanz, wessen Handeln das richtige ist, das gottesfürchtige, wahre? Was verleiht ihr die Einsicht in Gottes Willen? Allein der geschichtliche Erfolg. Nur diejenigen Protagonisten schmückt sie in ihrer Darstellung mit den Attributen der Gottesfurcht, die Erfolg haben, nur solange schmückt sie sie damit, wie sie Erfolg haben. Während seines Zugs nach Italien beispielsweise wird Karl VIII. als gläubiger Idealist dargestellt: Seine Siege verdankt er dem Willen Gottes, weil er Neapel nicht um seiner selbst willen erobert, sondern für einen Kreuzzug. Daß er es wieder verliert, läßt die Erzählinstanz Savonarola sagen, sei ein „Ruthenschlag“ Gottes (66) dafür, daß Karl den „Türkenzug aufgegeben“ (63 f.) und die „Kirche nicht verbessert“ (66), daß er nichts für den Glauben getan hat.

76 Etwa die Siege der Portugiesen in Indien, die, gemessen an der Zahl ihrer Gegner, völlig unwahrscheinlich sein sollen, weshalb die Erzählinstanz sie den Portugiesen selbst als „wunderbar“ (287), als „Wunder“ (288), als Wirken Gottes für einen „wahren Kreuzzug“ (289) gegen die Ungläubigen erscheinen läßt. Ähnliche Beispiele 10 f., 13, 37, 43, 66, 109, 288, 396 u.ö. – Bei der Darstellung der Indienfahrten stützt Ranke sich offenbar auf das portugiesische Nationalepos: *Die Lusiaden*; in ihm hat Luiz Vaz de Camoes 1572 Vasco da Gama als Kreuzfahrer des christlichen Imperiums legendarisch verklärt. Die populär gewordene Geschichtsdichtung dient dem romantischen Historiker als Material, um mit dem angeblichen Volksglauben zugleich seine eigenen heilsgeschichtlichen Konstruktionen darzustellen. Zum Bild dieser Indienfahrten in der populären Erinnerungskultur s. Sanjay Subrahmanyam: *The Career and Legend of Vasco da Gama*. Cambridge 1997.

Immer ist es der Erfolg, den sie in ihrer Darstellung zum Zeichen für Gottes Willen macht, zum Beweis seines Wohlgefallens, seiner Gnade, seiner Belohnung menschlicher Gottesfurcht. Umgekehrt deutet sie jeden Mißerfolg als Bestrafung für eine Schuld. So wenig wie einen sinnlosen Zufall darf es für ihre Deutung einen sinnlosen Mißerfolg geben. Immer muß er bedeutungsvoll, muß er verschuldet sein. „Es ist ein Gewebe von bunten Fäden“, sagt sie, „unabänderlich, eng verwoben, von Glück und Lust, Verschuldung und Mißgeschick, und das ist das Menschenleben“ (153). „Verschuldung und Mißgeschick“, das ist durchaus als Kausalzusammenhang zu verstehen. Wenn beispielsweise Ludwig XII. „eine lebensgefährliche Krankheit“ ereilt, nachdem er sich im Vertrag von Blois mit den Habsburgern verbündet hat, dann deutet die Erzählinstanz das als eine göttliche Warnung: Der König hat einen Fehler begangen, hat seinen Krönungseid und die wahren Interessen Frankreichs verletzt; erst als er bereut und jenen Vertrag bricht, wird er „allmählig wieder gesund“ (237 f.). Was bleibt da übrig von der Selbstbestimmung der Menschen in der Geschichte?

Andere Protagonisten verlieren mehr als ihre Gesundheit, sie verlieren ihre Macht, ihren Besitz, ihre Länder, ihr Leben, und je mehr sie verlieren, je tiefer sie fallen, desto schwerer das Verschulden, das die Erzählinstanz bei ihnen entdeckt. Ihre Deutungsarbeit verselbständigt sich. Indem sie ihre Protagonisten zum Organ der göttlichen Offenbarung erhöht, entmündigt sie sie. Zuletzt braucht es nicht einmal ihr eigenes Verschulden zu sein, an dem sie zugrunde gehen sollen: Ferrantin von Neapel büßt die Sünden seiner Vorfahren (43, 46), Lodovico Sforza (neben seinem eigenen, allerdings unsicheren Verbrechen 34 f.) die Schuld seines Vaters (166 f.), Astorre Manfredi gleich die „Uebelthaten des ganzen Geschlechts“ (177). Wer immer in den *Geschichten* eine Niederlage erlebt, wer immer scheitert und untergeht – und es sind vor allem die Vertreter der illegitimen Geschlechter – bekommt attestiert, daß er selbst daran schuld sei – als könne nur auf diese Weise die Idee der menschlichen Selbstbestimmung bewahrt werden.

Der neue, romantische, durchaus ketzerische Versuch, die Geschichte als Offenbarung Gottes zu schreiben: beim jungen Ranke schlägt er um in die alte protestantische Gnadenlehre. Schon im Ansatz macht sie Ranke zu einem Historiker der Sieger, zu einem Parteimann des Erfolgs in der Geschichte. Das ist die Kehrseite des Mitgefühls, das er für seine Protagonisten erweckt, die Erklärung für seine doppelsinnige Figurengestaltung. Mitgefühl weckt er für Scheiternde, für alle, die untergehen; zuvor aber hat er sie immer schon ins Zwielflicht eines Schuldzusammenhangs gerückt. Sein Mitgefühl balanciert eine Deutung aus, die das Scheitern so wenig als sinnlos durchgehen lassen kann wie den Zufall und es deshalb zum Resultat von Verschulden erklärt. Wie ein schaler Nachgeschmack erinnert Rankes Mitgefühl an die Idee der menschlichen Selbstbestimmung: Sie war es doch, die den Romanti-

kern als das Göttliche in der Geschichte erschien; bei ihm verkehrt sie sich in die Vorstellung einer Strafinstanz. Die Übersteigerung lückenloser Deutung schlägt um in Entmündigung.

Nicht mehr ganz romantische Geschichtsschreibung also, eher schon nazarenische – so könnte das Gesamturteil lauten.⁷⁷ Um sie mit diesem Analogon aus der Malerei zu charakterisieren: Wie die Nazarener orientiert Ranke sich an einem alten, vermeintlich ursprünglichen, vermeintlich volkstümlichen Darstellungsstil: dem der Chronisten und humanistischen Historiker, dem seiner wichtigsten Quellen also, deshalb die tümelnde Sprache. Wie die Nazarener gibt er sich naiv – und ist doch reflektiert und sentimentalisch. Wie die Nazarener malt er Konkretes, meint aber Ideen, wie bei den Nazarenern sind seine Details Embleme, seine Figuren Allegorien. Wie für die Nazarener ist sein wichtigstes Thema die moderne Subjektivität in Spannung mit einer transzendental gedachten göttlichen Ordnung, ist er besessen vom Ausgang des Mittelalters, von Renaissance-Italien, wo diese welthistorische Wende sich vollzieht.⁷⁸ Romantische Schule also, wie Schlosser diagnostiziert, aber im Klima der Restauration, historische Kunst im Sinne A.W. Schlegels, Schellings und Niebuhrs.

Ranke selbst hat seine Darstellungsziele in den *Geschichten* nicht expliziert, nur in einer Nebenbemerkung verrät er einmal deren Prinzip. Um zu

77 Im Jahr 1817, noch als Student, unternahm Ranke eine Wanderung an den Rhein. Dabei besuchte er die Ruinen des Doms von Speyer, die in den Befreiungskriegen zu einem Nationaldenkmal erhoben worden waren. In dem ein Jahr später entstandenen Aufsatz *Aus den Papieren eines Landpfarrers* (WuN 3, S. 467-483) faßt Ranke seinen Eindruck von diesem Bau in ein emblematisches Bild: „Ein Reisender stand vorigen Herbst unter den aufgewühlten Gräbern der deutschen Kaiser im Dom zu Speyer: ganz früh eines Sonntags: die Sonne war noch nicht auf. Alles im Dom fand er zertrümmert, die kühle Morgenluft strich durch die offenen Fenster, Kalk und Schutt, die Überbleibsel edler Denkmale, lagen umher. Ein einziges von allen ist übrig, der Grabstein Rudolfs von Habsburg: in dem langen, faltigen Gewand liegt Rudolf da: fromm und groß: inbrünstig umfaßte er das hohe, liebe Bild, lag über ihm da mit Tränen. Da schien die Sonne grad herein [...]“ (WuN 3, S. 478). Jedes Detail dieser Allegorie hat historisch-politische Bedeutung: inmitten von Zerstörung und Nacht beschwört es die Morgenröte eines neuen, frommen, deutschen Kaisertums. Mit diesem Verfahren wie in seinen Motiven scheint Rankes literarisches Bild direkt von der nazarenischen Malerei beeinflusst. Auf derselben Reise besuchte Ranke in Heidelberg die Sammlung Boisseree: eine breitenwirksame Institution für die Vermittlung der nazarenischen Ästhetik. Es könnte sich lohnen, nachzuforschen, welche nazarenischen Gemälde Ranke kannte und wo sie seine Einbildungskraft ebenso prägten wie in der zitierten Passage. Übrigens wurde der Speyrer Dom später durch nazarenische Künstler ausgemalt.

78 Vgl. seine Deutung der Renaissance als Ursache für Sittenverfall und politische Schwäche der Italiener: Die „Nachahmung des Alterthums“ komme einem Verzicht auf Selbstbildung gleich, sie habe die Eigenart der Italiener verkümmern lassen (342–345). Rankes Schüler Burckhardt wird diese Deutung erheblich differenzieren.

begründen, warum er die Unternehmungen, „die Ludwig mit den Venetianern, mit dem Papst und mit Ferdinand nach einander ausführte“, im zweiten Buch der *Geschichten* jede für sich erzählt, erklärt er, sie hätten „mehr die Einheit der Begebenheit, als die Einheit der Handlung“ (133). Das besagt: Seine Darstellung erwächst aus einer beständigen Übersetzung. Offenbar geht es ihm darum, die „Einheit der Begebenheit“: einen logischen, einen gedachten Zusammenhang, eine Idee, eine wissenschaftliche Konstruktion des Historikers, zu überführen in die „Einheit der Handlung“, in den erzählten, anschaulich dargestellten Zusammenhang, in den unmittelbaren Eindruck der Leser. Nur wo die Verwandlung nicht ganz gelingt, wo eine Diskrepanz bleibt zwischen der logischen Zusammengehörigkeit und der erzählerischen Sequenz, legt Ranke Rechenschaft darüber ab. Ansonsten setzt er Leser voraus, die genug literarische Kompetenz besitzen, um in der vermeintlich unmittelbaren Darstellung die wissenschaftlichen Ideen erkennen, Leser, die die Logik der Darstellung, so sie das für nötig halten, zurückübersetzen können in die zugrunde liegende Logik der Ideen. Und das gilt nicht nur für die Einteilung der Erzählphasen, das betrifft genauso die Auswahl der Personen, ihre Charakterisierung durch Handlungen und Attribute, das Verhältnis von Völkern, Dynastien und Einzelnen, die Gestaltung des Raums und der Zeit. Alle Elemente der darstellenden Geschichte sind in diese Übersetzung einbezogen, alle verweisen auf ungenannte Begriffe und Ideen, alle stellen sie historische Gedanken dar.

Nichts Anderes meint Rankes berühmtes, so hartnäckig mißverständenes Wort aus der Vorrede, er wolle „bloß sagen, wie es eigentlich gewesen“ (vi). Nicht die Tatsachen sind damit in erster Linie gemeint, sondern der darin verborgene Zusammenhang, nicht eine vermeintlich voraussetzungslose Empirie, sondern die Konstruktion des Historikers im empirischen Material, nicht wie es *wirklich*, sondern wie es *eigentlich* gewesen – und dieses eigentliche Wesen der Geschichte, dieses „es“, das Ranke darstellt, sind historische Ideen.⁷⁹

Nur mit diesen idealistischen Voraussetzungen ist Rankes Geschichtsschreibung zu verstehen. Nur sie erhellen deren ungeheuren Anspruch: die (göttlichen) Ideen, die sich in der Geschichte offenbaren, nicht begrifflich

79 Anders Walther Peter Fuchs: Was heißt das: ‚bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen‘? In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 30 (1979), S. 655–667; Konrad Repgen: Über Rankes Diktum von 1824: ‚bloß sagen, wie es eigentlich gewesen‘. In: *Historisches Jahrbuch* 102 (1982), S. 439–449; Michael-Joachim Zemlin: ‚Zeigen, wie es eigentlich gewesen‘. Zur Deutung eines berühmten Rankewortes. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 37 (1986), S. 333–350. Alle drei hantieren mit Parallelstellen, alle drei interpretieren die Äußerung mit Argumenten aus Rankes späteren Schriften, als bilde sein Gesamtwerk eine entwicklungslose, widerspruchsfreie Einheit. Auf die historische Darstellung in den *Geschichten* hingegen, in die die Vorrede doch einführt, beziehen sie Rankes Aussage nicht.

freizulegen, sondern mimetisch darzustellen, sie nicht zu benennen, sondern zur sinnlichen Lektüreerfahrung der Leser werden zu lassen. In der Tat, Rankes *Geschichten* sind ein Vexierbild. Je länger man darin liest, desto mehr implizit ausgedrückte Zusammenhänge und Ideen entdeckt man. Das entspricht Rankes eigener Erfahrung als Geschichtsforscher. Wie er als transzendental-philosophisch geschulter Historiker bei der kritischen Rekonstruktion des Geschehenen die höhere Notwendigkeit umfassender Zusammenhänge entdeckte, so sollen die Leser seiner idealisierten, gereinigten, zurechtgemachten, scheinbar aber naiv konkreten Darstellung ebenfalls darauf stoßen können. So schreibt Ranke die Hieroglyphe Gottes, so stellt er die heilige Schrift der Geschichte dar: als Mimesis der Ideen *im* historischen Geschehen.

Das unterscheidet Ranke prinzipiell von der vorkritischen Geschichtsschreibung. Es geht ihm nicht um die Nachahmung des historischen Geschehens selbst, es geht ihm nicht darum, seine Leser in die Situation von Augenzeugen zu versetzen und die Illusion zu erzeugen, sie erlebten die dargestellten Begebenheiten mit. Vielmehr halten sein Andeutungsstil, halten seine verfließenden Bilder und seine reservierte Nähe zu den Personen immer bewußt, daß die erzeugte Anschauung intellektuell ist, daß hier Ideen dargestellt werden, nicht „die Begebenheit selbst“, wie Ranke in der Vorrede mißverständlich behauptet (viii).

Gemessen an diesem Darstellungsanspruch hat Ranke in seinem Erstling erstaunlich viel erreicht. Indem er Zeit und Raum oft ungefähr bezeichnet, das berichtete Geschehen gerade so weit rafft, daß seine Erzählung stets am Rande zur szenischen Darstellung bleibt, indem er in angedeuteten, bewegten, ständig zerfließenden Bildern erzählt und in den Erzählkommentaren Festlegungen verweigert (oder sie durch die Darstellung relativiert), erzeugt er tatsächlich jenes fragile Gleichgewicht zwischen Anschaulichkeit und Idealisierung, das seinem Darstellungsanspruch entspricht. Dreifach staffelt er seine Akteure, zeigt im Vordergrund das konkrete Handeln der Einzelnen, im Hintergrund die pittoresken Eigenschaften der beteiligten Völker, beide jedoch als Ausführende, als Gehilfen oder Ressourcen seiner eigentlichen Protagonisten, der Dynastien. Mit ihnen gewinnt er eine Kategorie, wie sein Darstellungsanspruch sie erfordert: Einerseits Verbände von konkreten Personen, die Bündnisse schließen, heiraten, Kriege führen, rivalisieren, Herrscher von Völkern, deren politische Ordnungen sie bestimmen, verfolgen die Dynastien andererseits generationenübergreifende Tendenzen, erweisen sie sich in Rankes Darstellung als geistige Ordnungsschemata, schließen sie, erweitert um die drei „ursprünglichen Beschäftigungen der Menschheit“, Krieg, Handel und Priesterschaft, dem Historiker die gesamte frühneuzeitliche Geschichte auf.

Diese Geschichte beginnt, so die implizite These von Rankes Darstellung, mit dem Kampf um Italien: Er bringt die wichtigen europäischen Dyna-

stien in Verbindung, enthüllt ihre Ziele, klärt ihre Beziehungen, erzeugt ihre Bündnisse und Rivalitäten, er schafft die Konstellation für die Jahrhunderte bis zu Rankes Gegenwart. So unübersichtlich seine Erzählphasengliederung zunächst wirken mag, so viele Einzelne, Dynastien und Völker sie einbezieht, sie gewinnt jenem Schlüsselereignis der neuzeitlichen Geschichte die Einheit des Ortes und die Einheit der Handlung ab. Indem Ranke sie an den Vorstößen der französischen Könige ausrichtet, verleiht er dieser Handlung sogar die – relative – Geschlossenheit, die der Geschichtsschreiber im historischen Geschehen maximal aufweisen kann. Und zwar gilt dies bereits für die vorliegenden Bücher. Bis zu seinem Zielpunkt hat Ranke das Werk nicht geführt,⁸⁰ keineswegs jedoch ist es darum Fragment. Das Ende des zweiten Buches stellt durchaus einen sinnvollen Einschnitt dar; die beiden Geschehenssequenzen, in die Ranke seine Haupthandlung gliedert, die Geschichten Karls VIII. und Ludwigs XII. in Italien, sind zu einem sinn- und bedeutungsvollen Abschluß gebracht.

In sich ist Rankes Erzählung geschlossen. Das heißt, sie beruht auf einem strengen Konzept, sie besitzt ein solches Konzept. Anders als in der Rezeptionsgeschichte immer wieder behauptet, stellen Rankes *Geschichten* keine konturlose Darstellung beliebiger Individualitäten dar, sind sie keine Geschichtsschreibung ohne Problem. Ja, ihr Problem ist sogar ein spezifisch historisches, ein politisches: der Aufstieg der großen, legitimen Dynastien und der Untergang der kleinen, illegitimen. Für die Restaurationsepoche eine aktuelle politische Frage, wurde sie nach 1830 möglicherweise nicht einmal mehr erkannt. Schneller als vorauszusehen wurde das dynastische Geschichtsd Denken des jungen Ranke anachronistisch, entwickelte er selbst es in den Aufsätzen für die *Historisch-politische Zeitschrift* zum Konzept der großen Mächte weiter,⁸¹ standen spätere Leser dem politischen Problem der *Geschichten* verständnislos gegenüber. Das ist der erste Grund, warum Ranke das Werk nicht vollendete.

Der zweite Grund sind die inneren Probleme, die die Darstellung aufgeworfen hatte. Seine Erzählphasen gliedert Ranke in all die nachholenden Vorgeschichten und Seitenstränge, die für eine universalhistorische Völker- und Staatengeschichte gefordert wurden, nicht bedenkend, daß seine eigentlichen Akteure weder Völker noch Staaten waren, sondern Dynastien. Er hatte ein Genre gewählt, das seine politischen Kategorien nicht recht zur Geltung brachte

80 Der Titel der *Geschichten* weist als Abschluß auf das Jahr 1535, vermutlich also auf das Bündnis, das Franz I. in diesem Jahr mit den Türken schloß: Mit ihm hätte sich die Tendenz der französischen Monarchie, von der Ranke ausgegangen war, hätten sich die Kreuzzugspläne Karls VIII. in ihr genaues Gegenteil verkehrt.

81 Vgl. das Nachwort von Ulrich Muhlack zu Leopold von Ranke: *Die großen Mächte. Politisches Gespräch*. Hrsg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Ulrich Muhlack. Frankfurt 1995, S. 113–139.

und vor allem: Es durchkreuzte sein Bemühen um Prägnanz und Faßlichkeit. Ständig brachte es das empfindliche Gleichgewicht durcheinander, in dem zwischen Anschaulichkeit und Idealisierung, Verbildlichung und Abstraktion, die historischen Ideen erscheinen sollten. Ständig zwang es Rankes Erzählhaltung aus der ihr gemäßen reservierten Nähe in weit ausholende Vorgesichten, immer wieder führte es von der Bühne Italien auf zahlreiche Nebenschauplätze. Für die Einheit der Haupthandlung zerstückelte es die Geschichten von Frankreich, Spanien, Österreich und der Schweiz, von Neapel, Florenz und Venedig; um den komplexen Zusammenhang des Ganzen sichtbar zu machen, vernachlässigte es die innere Entwicklung der Dynastien. Immer drohten seine Konstruktionen die einzelne Begebenheit zu mediatisieren, immer wieder ging der Willen Gottes in der Geschichte doch nur aus retrospektiven Zirkelschlüssen hervor.

Zudem mußte Ranke den Reaktionen seiner Leser entnehmen, daß er sie überfordert hatte. Offenbar verstanden sie seine Darstellung nicht. Offenbar erkannten die wenigsten sie als Vexierbild, vermochte kaum einer in den konkreten Elementen die gemeinten Ideen zu erkennen. Wie die meisten Erzeugnisse der romantischen Schule erwiesen Rankes *Geschichten* sich als esoterisch. Dabei sollten sie mit ihrer Anschaulichkeit und vermeintlichen Naivität doch volkstümlich sein, sollten sie den Kreis der Fachgelehrten überschreiten, sollten sie von allen gelesen werden können. Der gesamten Nation sollten sie die transzendentalphilosophisch-religiöse Geschichtserfahrung der Romantiker vermitteln. Das erwies sich als Illusion. Den Traum von der romantischen Geschichtsschreibung: indem Rankes *Geschichten* ihn verwirklichten, zeigten sie, daß er auf falschen Voraussetzungen beruhte.

Das führt zu dem dritten Grund, aus dem Ranke das Werk nicht vollendete: sein Verhältnis zu den verwendeten Quellen. Wie die Aufklärer und die Romantiker betrachtete Ranke nur die darstellende Historie als eigentliche Geschichtsschreibung, wie seine Zeitgenossen orientierte er seine Vorstellung von dieser Historie an dem, was Hegel in seiner Typologie historiographischer Hervorbringungen die „ursprüngliche Geschichte“ nennt.⁸² Die Romantiker bezeichneten dieses Genre *pars pro toto* als Chroniken, rechneten aber auch die literarischen Geschichtswerke von Herodot, Thukydides und Tacitus dazu sowie die chronikalische Historiographie des späten Mittelalters und der Humanisten.⁸³ Entscheidend ist, daß sie es als die ursprüngliche Form der Geschichtsschreibung verstanden, als *die* Form der Geschichtsschreibung schlechthin, als elementares Protokoll des historischen Geschehens, auf eigenem Miterleben und der Befragung von Augenzeugen beruhend, an Vollstän-

82 *Werke* 12, S. 11–14 und S. 543–549.

83 S. z.B. August Wilhelm Schlegel (DLD 17, S. 11–14; DLD 18, S. 54 f.), Friedrich Schlegel (KA 6, S. 34 f. und 37–39).

digkeit, Lebendigkeit und Treue nicht zu übertreffen, durch andere Quellen allenfalls in Details zu korrigieren, aber nicht zu ersetzen. Nur solche erzählenden Quellen verwendete der Lehrer Ranke in seinem Geschichtsunterricht, vorwiegend solche erzählenden Quellen fand er in der Westermanschen Bibliothek in Frankfurt an der Oder vor, fast ausschließlich auf solche Quellen gründete er sein erstes historiographisches Werk.

Diese Quellen hatten eine doppelte Bedeutung für ihn: Sie dienten ihm als Informationsgrundlage und Darstellungsideal zugleich. Wovon August Wilhelm Schlegel und Niebuhr nur träumten, Ranke versuchte es in der Praxis: die erzählenden Quellen mit allen Kniffen der historischen Kritik zu berichtigen und zu ergänzen, die Arbeit dieser Kritik aber unsichtbar zu machen und ihre Ergebnisse wieder so darzustellen wie in den Quellen. Dieser zweiten, höheren, reflektierten Unmittelbarkeit diente die tümelnde Sprache, diente die Anschaulichkeit, diente das Erzählen am Rande der szenischen Darstellung. Im Ursprung diente ihr auch die historische Kritik – bis sie sich verselbständigte und Rankes Darstellungsideal die Grundlage entzog.

Wie bei Niebuhr sollte die Kritik, der Ranke seine Quellen unterwarf, diese Quellen sichern: Indem er die Befangenheiten, Fehler und Ungenauigkeiten der kanonischen Autoren korrigierte, dachte er ihre Autorität zu stärken, um sie desto ruhiger zur Grundlage seiner Darstellung zu machen. Stattdessen zwang ihn die Kritik, seine Einschätzung dieser Autoren vollständig zu revidieren. Sie waren eben, das ist die Pointe der nach den *Geschichten* entstandenen *Kritik neuerer Geschichtschreiber*, nicht die ursprüngliche, nicht die vornehmste, nicht die erste und nächste Quelle für das historische Geschehen, sie waren durch andere Quellen zu überprüfen, sie waren insgesamt durch andere Quellengattungen zu hintergehen. Daraus folgte, daß der kritische Geschichtsschreiber seine Darstellung nicht wie bisher auf die *historia perpetua* gründen konnte, vielmehr hatte er sich gleich jenen anderen, besseren, dem Geschehen näheren Quellen zuzuwenden, auf denen auch die erzählenden Quellen beruhen. Ranke hat diese Konsequenz denn auch bald gezogen.⁸⁴ Schon für den geplanten zweiten Teil der *Geschichten* wandte er sich einer neuen Quellengattung zu: den Berichten der venetianischen Gesandten an den europäischen Höfen, immer noch Augenzeugenberichten also, aber überwiegend echten, vertrauenswürdigen, durch ihren pragmatischen Zweck verlässlichen Augenzeugenberichten, während die Autopsie der Geschichtsschreiber sich allzuoft als fingiert erwiesen hatte. Den Zugang zu diesen venetianischen Relationen erlangte der junge Professor in Berlin, den dortigen Bestand zu ergänzen war der Zweck seiner Studienreise nach Wien und Italien, auf diese Quellen gründete er seine Werke von den *Fürsten und Völkern Südeuropas* (1827) bis zur Papstgeschichte (1832–36). Auch die venetiani-

84 Das Folgende nach Hermann Oncken: *Aus Rankes Frühzeit*.

schen Relationen jedoch erwiesen sich bei der Arbeit mit ihnen als unzuverlässig, auch sie mußten durch das Urkunden- und Aktenmaterial, das Ranke in den besuchten Archiven entdeckte, ständig korrigiert werden. Deshalb wandte er sich in letzter Konsequenz, seit der Arbeit für die *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation*, ganz dem Aktenmaterial zu. Bereits am Schluß der kritischen Beilage zu seinem Erstling deutet Ranke in einem Abschnitt „Von dem, was noch zu thun sey“ diese Entwicklung an:

Das wichtigste aber ist ohne Zweifel in Deutschland selbst zu thun. Es sind über diese Zeit Acten, Briefe, Lebensbeschreibungen, Chroniken von der größten Wichtigkeit vorhanden, für die es aber ist, als wäre die Buchdruckerkunst noch gar nicht erfunden. (*Kritik*, S. 177)⁸⁵

Im Folgenden entwirft er ein umfangreiches Programm zur systematischen Sammlung und Edition der genannten Quellengattungen, wobei er die Reichstagsakten voranstellt, die „gesandtschaftliche[n] Schreiben“ aber als die „allerwichtigsten“ Quellen bezeichnet (*Kritik*, S. 179). Schon hier also ist die Bedeutung der erzählenden Quellen relativiert, schon hier hatten sie ihre Autorität als Informationsquelle verloren. Wie sollten sie da als Darstellungsideal ihre Autorität bewahren? Mit seinen *Geschichten* realisierte Ranke den Traum von einer neuen, kritischen Geschichtsschreibung in der Form der erzählenden Quellen, mit seiner kritischen Beilage entzog er diesem Traum die Grundlage. Die Diskussion der Aufklärer und Romantiker kommt hier an ein Ende: Ranke erfüllt ihre Forderungen und zeigt zugleich, daß ihre entscheidende Voraussetzung nicht stimmte. Die kritische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts konnte sich nicht länger an der *historia perpetua* orientieren, sie mußte eigene Formen der erzählenden Historie entwickeln. Mit seinen historiographischen Werken seit der Papstgeschichte hat Ranke entscheidend dazu beigetragen.

In der historiographiegeschichtlichen Diskussion um den Beginn der modernen Geschichtswissenschaft hat man Rankes erstes Buch unlängst als Ausdruck von Professionalisierung gedeutet. Es setze die transzendentalen Annahmen der neuen, idealistischen Erkenntnistheorie stillschweigend voraus,

85 S. auch Rankes *Geschichten*, S. 93: „Wer sich in diese trocknen Studien [über die Verhältnisse im Reich, J.S.] ganz vertiefte, wem alle Bücher, zumal die Wahllacten der geistlichen Fürsten zur Hand wären, der könnte von Friedrichs III. Zeit eine neue, dem Häberlin ganz unähnliche, auf Personen und lebendige Verhältnisse gegründete Geschichte entdecken.“ Vgl. aber auch S. 234, wo Ranke beklagt, daß die Bemühungen um eine Reichsreform keinen zeitgenössischen Chronisten fanden und deshalb für die Nachwelt nie jene Lebendigkeit erlangen könnten, die ein Augenzeugenbericht ihnen verliehen hätte. Das ist noch das alte Denken in den Kategorien der *historia perpetua*, das belegt einmal mehr, daß Vorrede, Einleitung und *Kritik* eine spätere Bewußtseinsstufe repräsentieren als die Darstellung in den *Geschichten*, daß von diesen nicht auf jene zurückgeschlossen werden darf.

etabliere neue Maßstäbe der Quellenkenntnis und Quellenkritik, ohne darüber viele Worte zu verlieren, breite vor seinen Lesern weder die Mühen der wissenschaftlichen Detailforschung aus noch die Reflexionen über die Darstellungsform, sondern präsentiere ohne Umschweife das Ergebnis all dieser Vorarbeiten. Mit diesem gedrängten, abkürzenden, die Zwischenschritte überspringenden Stil vollziehe es den Durchbruch zu einem neuen: dem historistischen Wissenschaftsparadigma in der Historie.⁸⁶

Die hier gewonnenen Ergebnisse bestätigen diese Diagnose, modifizieren aber ihre Deutung. Schon die Rezeptionsgeschichte von Rankes Erstling zeigt, wie wenig die professionellen Historiker mit Rankes Darstellung anzufangen wußten. Weder bei ihrem Erscheinen noch später scheint ihr Darstellungsanspruch erkannt und verstanden worden zu sein; aus dem 19. Jahrhundert gibt es kein einziges Zeugnis einer gelungenen Rezeption. Als professionell, als wissenschaftlich wurden ausschließlich Vorrede und Einleitung, vor allem aber die Beilage anerkannt, gerade die Texte also, in denen Ranke wenigstens indirekt die Zwischenschritte vorführte, die er in seiner Darstellung aussparte. Das gibt einen Hinweis auf deren Status. Indem Ranke seine Arbeit als Forscher aus der literarischen Darstellung heraushielt, indem er darauf verzichtete, seine methodischen Schritte einzeln zu rechtfertigen, gibt er zu verstehen, daß er diese Schritte als Vorarbeiten betrachtet, die er für abgeschlossen hält. Der wissenschaftlichen Diskussion bleiben sie weithin entzogen, Revision und Korrektur sind für sie nicht vorgesehen (außer durch den Autor selbst), als abgeschlossenes Ganzes ist ihre Darstellung kaum wieder aufzubrechen.

Das macht deutlich: Rankes Darstellung ist eben kein Gebrauchstext, keine wissenschaftliche Studie, der nach dem Durchbruch des Forschungsprinzips die eigene Vorläufigkeit immer schon einbeschrieben ist.⁸⁷ Vielmehr beansprucht sie wie die alte, erzählende Historie, wie die traditionelle Geschichtsschreibung bleibende Geltung. Nur die Begründung hat sich verändert. An die Stelle des unersetzbaren Augenzeugen tritt der erkenntnisgewisse Geschichtsschreiber, dessen Darstellung seine, im Modus der intellektuellen Anschauung gewonnene, notwendige Geschichtserkenntnis ein für alle Mal gültig zum Ausdruck bringt.

86 Walther: Der ‚gedrungene‘ Stil. Walther betrachtet vor allem Rankes „Erwiderung auf Heinrich Leo's Angriff“, eine Rechtfertigung, in der Ranke sich gegen den Vorwurf verteidigt, seine *Geschichten* seien fehlerhaft und konfus. Naturgemäß hebt er dabei die wissenschaftlichen Elemente seines Werks hervor.

87 Anders Baur: *Versuch*, S. 61 f. Dessen Behauptung, der Vorrang des Forschungsprinzips zeige sich an Rankes Gewohnheit, seine Geschichtswerke mit jeder Auflage zu überarbeiten, wäre durch genaue Textanalysen erst einmal zu prüfen. Im Fall der *Geschichten* beschränkt die Neuausgabe von 1874 sich auf stilistische Retouchen; an der Gegenstandskonstitution durch die Fabel ändert sie nichts.

Mit diesem Anspruch schreibt Ranke sich mindestens so sehr aus der Profession heraus, wie er sich durch seine kritische Beilage in sie eingeschrieben hatte. Jeden Zunfthistoriker mußte eine solche Darstellung provozieren, war aus ihr doch gerade das getilgt, was er als das Wichtigste, das wissenschaftlich Wertvolle ansah. Nur so ist die Aversion zu verstehen, mit der ein Leo, ein Schlosser, ein Rehm, ein Droysen auf Ranke reagierten.

Fragwürdig erscheint deshalb auch die Behauptung, die seit der Aufklärung geforderte, von Schiller, Johannes von Müller und Ranke ins Werk gesetzte Literarisierung der Historie stelle einfach die Kehrseite ihrer Verwissenschaftlichung dar.⁸⁸ „Verwissenschaftlichung“, damit ist hier die Durchsetzung des methodisch geregelten Forschungsprinzips gemeint. Das Wissen sei von den einzelnen Wissenden abgelöst, sei zu einem allgemeingültigen System wahrer Sätze entwickelt, sei zum Selbstzweck erhoben worden, dessen Gewißheit methodisch gesichert werde – eben durch die Mühe der Forschung. Als (Quellen-) Kritik zersetze sie die bedeutungsvollen Geschichten der Überlieferung, löse sie deren Einheiten auf in ein Aggregat gesicherter, aber unverbundener Tatsachen, entfremde sie die Forscher von ihrem Wissen über die Vergangenheit. Diesem Zersetzungs- und Entfremdungsprozeß wirke die Ästhetisierung der Historie entgegen. Im Medium der kunstvollen, literarischen Erzählung erzeuge sie einen Schein von Ganzheit, wenigstens symbolisch stelle sie die Illusion eines umfassenden Lebenszusammenhangs wieder her, die Mühe der rationalen Forschung verwandele sie in den Genuß der sinnlichen Darstellung.

Wissenschaft und Kunst werden hier komplementär bestimmt – als wäre die Wissenschaft nur rational und die Kunst nur sinnlich, die Wissenschaft nur Analyse, die Kunst nur Synthese, als bestünde die Geschichtswissenschaft nur aus mühevoller Quellenkritik und die historische Kunst nur aus schönem, leider unrealistischem Schein. Auf welcher Seite dabei das Schwergewicht liegt, auf welcher Seite sich diejenigen sehen, die mit solch restringierten Bestimmungen arbeiten, ist klar. Die Geschichtsschreibung von Schiller bis Ranke erscheint ihnen bestenfalls als rührende Kompensation, als Panazee für die ärgsten Folgen der Modernisierung,⁸⁹ schlimmstenfalls aber als ideologische Vernebelung, als arglistige Täuschung über das der Moderne einzig angemessene Geschichtsbewußtsein, als ästhetisch erschlichesenes Trugbild von Ganzheit in einer fragmentierten, entfremdeten Welt.⁹⁰

88 So z.B. Wolfgang Hardtwig: Die Verwissenschaftlichung der Historie und die Ästhetisierung der Darstellung. In: *Formen der Geschichtsschreibung*, S. 147–191. Wieder in ders.: *Geschichtskultur und Wissenschaft*, S. 58–102. Mit etwas anderem Akzent Daniel Fulda: *Wissenschaft aus Kunst*.

89 So Wolfgang Hardtwig: Die Geschichtserfahrung der Moderne und die Ästhetisierung der Geschichtsdarstellung: Leopold von Ranke. In: *Geschichte und Gesellschaft* 23 (1997), S. 99–114.

90 So z.B. Hans Robert Jauß: Der Gebrauch der Fiktion, S. 415–451.

Ihrem Gegenstand werden diese Deutungen nicht gerecht, verstellt ihnen doch ihr eigenes, positivistisch verkürztes Wissenschaftsverständnis den Blick. Was sie Rankes Darstellung ankreiden, den Schein von Ganzheit, die Illusion eines geschlossenen Lebenszusammenhangs, ergibt sich in Wirklichkeit aus Rankes idealistischem Begriff von Wissenschaft. Wissenschaftliche Positionen sind es, die der Geschichtsschreiber Ranke zum Ausdruck bringt, historische Ideen, die seine Geschichtsschreibung zum Thema macht. Nur ist das eine Wissenschaft, die entschieden von transzendentalen Voraussetzungen ausgeht: über die theoretische Vernunft ebenso wie über die praktische, die deshalb eine Ideenlehre ebenso einschließt wie eine Morallehre und eine Metaphysik. Die Synthese, die Ganzheit, die Rückverwandlung der disparaten Tatsachen in geistiges Leben, in Sinn und Bedeutung, der Gebrauch der Einbildungskraft, der intellektuellen Anschauung, der Rührung, all das gehört zu Rankes Wissenschaft; seine literarische Darstellung ist nur die diesem Wissenschaftsverständnis angemessene Form.

Insofern ist die Literarisierung der Historie tatsächlich die Kehrseite einer wissenschaftlichen Revolution: nicht als vorübergehende Milderung eines linearen Verwissenschaftlichungsprozesses hin zu immer genauerer, immer nüchternerer, immer aufgeklärterer Tatsachenbasterei, sondern als gültiger Ausdruck einer bestimmten Art von Wissenschaft, einer Wissenschaft, die wie die Kunst alle Vermögen des Menschen einbezieht, die wie die Kunst auf umfassende Erkenntnis zielt, die durch die Einheit des Menschlichen in anderem Material als die Kunst und mit anderen Verfahren doch mit ihr konvergiert.

Man mag diesen Wissenschaftsbegriff ablehnen (schon in seiner Zeit war er keineswegs unumstritten), man mag ihn als metaphysisch bekämpfen – man sollte es nicht unter einem Vorwand tun.